



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Mütterliche Investments in den traditionellen
Dorfgemeinschaften Malawis: Zusammenhänge zur
Mutter-Kind-Bindung“

Verfasserin

Sarah Salmhofer

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, Juni 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 298

Studienrichtung lt. Studienblatt: Psychologie

Betreuerin / Betreuer: Univ.-Prof. DDr. Lieselotte Ahnert

Danksagung

Diese Arbeit ist im Rahmen des Projektes „Multiple Caretaking in Traditional Family Contexts of Malawi“ entstanden, welches vom Arbeitsbereich Entwicklungspsychologie des Institutes für Angewandte Psychologie durchgeführt und von der Universität Wien gefördert wurde. Ich möchte in diesem Zuge Frau Univ.-Prof. DDr. Lieselotte Ahnert großen Dank dafür aussprechen, dass sie mir die Möglichkeit gab, bei einem so einzigartigen Projekt mitzuwirken. Danke für Ihre Wegweisung und Inspiration sowie Ihren beeindruckenden Einsatz, mit dem Sie die entwicklungspsychologische Forschung prägen und vorantreiben. Danke ebenso an Limbika Maliwichi-Senganimalunje von der University of Zomba, dass Sie dieses Projekt durch Ihre Zusammenarbeit ermöglichten. Mein Dank gilt auch Mag.^a Barbara Supper, deren beachtlichem Engagement und unermüdlichem Einsatz für die Umsetzung des Forschungsvorhabens große Bewunderung gebührt sowie Mag. Bernhard Piskernik, dessen Begeisterung und Leidenschaft für seine Tätigkeit imponierend sind. Danke für Eure Kompetenz und Bemühungen all meine Fragen und Anliegen schnellstmöglich zu beantworten.

Widmen möchte ich diese Arbeit meiner Mutter. Es bedarf wohl keiner Forschung über Mutter-Kind-Bindung, um zu wissen, dass du stets mein *haven of safety* und meine *secure base* warst. Du hast mich zu dem Menschen gemacht, der ich bin und ich danke dir, dass du immer an mich geglaubt und mir vermittelt hast, dass mir diese Welt mit all ihren Möglichkeiten offen steht. Danke ebenfalls für das vielfache Korrekturlesen dieser Arbeit. Auch meiner übrigen Familie möchte ich großen Dank aussprechen, vor allem meinem Vater, meinen Großeltern und meinem Taufpaten, die meine Entscheidungen nie hinterfragt, sondern mich geduldig in allen Lebensabschnitten sowohl emotional als auch finanziell unterstützt haben. Meinen FreundInnen, die stets ein offenes Ohr für mich hatten, möchte ich ebenso danken. Danke, dass ihr immer für mich da seid. Insbesondere danke ich meinen fleißigen Korrekturleserinnen Doreen Blake, Sabrina Leodolter, Hanna Luttenberger, Simone Martin, Natalie Sharp und meiner Schwester Laura.

Unsere kleine malawische Familie möchte ich ebenfalls nicht unerwähnt lassen. Während unseres Forschungsaufenthaltes sind wir wahrhaftig zusammengewachsen und ich möchte die gemeinsame Zeit nicht missen. Mit Katharina Moder, Nadia Niyazi und Natalie Sharp hatten wir die wohl liebenswertesten Supervisorinnen, die man sich vorstellen kann. Danke, dass ihr so viel für uns getan habt und auch heute noch für Fragen ansprechbar seid. Danke an Andrea, Anna, Hanna, Jasmin, Melanie und Sabrina für unsere wunderbare Zeit. Auch bei den malawischen StudentInnen, die viel mehr als nur unsere KommilitonInnen waren, möchte ich mich bedanken. Agatha, Chikondi, Gilbert, Leah, Lewis, Lloyd, Naomi, Salim and Tawonga – you'll always have a special place in my heart.

Zu guter Letzt möchte ich den malawischen Familien, insbesondere den Müttern, danken, die uns stets mit offenen Armen empfangen haben. Trotz der Armut, mit der sie mitunter konfrontiert waren, hießen sie uns immer herzlich willkommen und teilten mit uns, was sie hatten. Selten habe ich eine solche Gastfreundschaft erlebt. Zikomo kwambiri, amayi.

Inhalt

1	EINLEITUNG	1
2	THEORETISCHER HINTERGRUND.....	4
2.1	MÜTTERLICHE INVESTMENTS	4
2.1.1	Definition und Begriffsbestimmung	4
2.1.2	Investmentformen	5
2.1.3	Einfluss des Kontextes	8
2.1.4	Sonstige Einflüsse auf die Investments	17
2.2	MUTTER-KIND-BINDUNG	23
2.2.1	Die klassische Bindungstheorie.....	23
2.2.2	Kultureller Diskurs der Bindungstheorie	25
2.2.3	Einflüsse auf die Bindungsentwicklung	34
2.3	FORSCHUNGSFRAGEN	40
2.3.1	Voranalyse: Die Gestaltung der mütterlichen Investments	40
2.3.2	Forschungsfrage 1: Einflüsse auf die mütterlichen Investments	40
2.3.3	Forschungsfrage 2: Auswirkungen der mütterlichen Investments auf die Mutter-Kind-Bindung... ..	41
3	UNTERSUCHUNGSDESIGN UND METHODEN	43
3.1	DER UNTERSUCHUNGSKONTEXT	43
3.1.1	Das Projekt „Multiple Caretaking in Traditional Family Contexts of Malawi“	43
3.1.2	Hintergrundinformationen über Malawi.....	44
3.2	METHODEN	46
3.2.1	Sozialanamnese	46
3.2.2	FAST: Family System Test	46
3.2.3	Time Investment	47
3.2.4	AQS: Attachment Q-Sort	48
3.3	STICHPROBE UND DESKRIPTIVSTATISTIK DER TESTVERFAHREN	50
3.3.1	Stichprobenbeschreibung der Mütter	50
3.3.2	Stichprobenbeschreibung der Projektkinder.....	52
3.3.3	Haushaltsgröße und wahrgenommene Unterstützung bei der Kinderversorgung	52
3.3.4	Deskriptivstatistik des FAST	55
3.3.5	Deskriptivstatistik des AQS.....	56
3.4	VARIABLENÜBERSICHT UND OPERATIONALISIERUNG	57
3.5	VERRECHNUNG DES TIME INVESTMENTS	58
4	FORSCHUNGSHYPOTHESEN.....	60
5	ERGEBNISSE	61
5.1	ERGEBNISSE DER VORANALYSE: DIE GESTALTUNG DER MÜTTERLICHEN INVESTMENTS	61
5.1.1	Höhe des Gesamtinvestments	61
5.1.2	Höhe der einzelnen Investmentformen	64

5.1.3	<i>Sonstige Gruppenunterschiede</i>	66
5.2	ERGEBNISSE DER FORSCHUNGSFRAGE 1: EINFLÜSSE AUF DIE MÜTTERLICHEN INVESTMENTS.....	67
5.2.1	<i>Hauptkomponentenanalyse 1: Mütterliche Investmentformen</i>	67
5.2.2	<i>Hypothese 1 und Hypothese 2: Einfluss von Bildung und Alter der Mutter</i>	68
5.2.3	<i>Hauptkomponentenanalyse 2: Soziale Unterstützung</i>	68
5.2.4	<i>Hypothese 3: Einfluss von sozialer Unterstützung</i>	69
5.2.5	<i>Zusammenfassung der Forschungsfrage 1</i>	69
5.3	ERGEBNISSE DER FORSCHUNGSFRAGE 2: AUSWIRKUNGEN DER MÜTTERLICHEN INVESTMENTS AUF DIE MUTTER-KIND-BINDUNG	70
5.3.1	<i>Hypothese 4: Einfluss des mütterlichen Gesamtinvestments</i>	70
5.3.2	<i>Hypothese 5: Einfluss der mütterlichen Investmentformen</i>	70
5.3.3	<i>Zusammenfassung der Forschungsfrage 2</i>	70
6	ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION DER ERGEBNISSE	71
6.1	FAZIT.....	79
7	LITERATURVERZEICHNIS	80
8	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	90
9	TABELLENVERZEICHNIS	90
10	ANHANG	91
A.	ABSTRACT	91
B.	ZUSAMMENFASSUNG	93
C.	TABELLARISCHE ÜBERSICHT DER ERGEBNISSE	95
D.	KODIERBLATT: TIME INVESTMENT	101
E.	DATA-SHEET: SOZIALANAMNESE	103
F.	INSTRUKTION UND KODIERBLATT: FAMILY SYSTEM TEST (FAST)	105
G.	BEOBACHTUNGSPROTOKOLL: ATTACHMENT Q-SORT (AQS)	106
H.	CURRICULUM VITAE.....	114

"We are here concerned with nothing less than the nature of love and its origins in the attachment of a baby to his mother" (Ainsworth, 1967, S. 429).

1 Einleitung

»Rabenmutter oder Heimchen am Herd – Wahlfreiheit auf österreichisch«, »Kinderdebatte: Österreich ist konservativer als andere«, »Kinderwunsch: Lieber kinderlos als „Rabenmutter“«, solche und ähnliche Schlagzeilen machen deutlich, dass in Österreich die Debatte über die Rolle der Mutter immer noch sehr ideologisch und hitzig geführt wird. So stimmen laut einer vom Bundesministerium durchgeführten Studie im Jahr 2013 immer noch 41% der Befragten der Aussage zu, ein Vorschulkind werde darunter leiden, wenn seine Mutter erwerbstätig ist (Buber-Ennser, Neuwirth, & Testa, 2013). Mit dieser Einstellung hebt sich Österreich kaum von den restlichen europäischen Ländern ab, wo durchschnittlich jede_r Zweite diese Aussage bejaht. Wenig überraschend gibt ein Großteil der österreichischen Mütter an, selbst für die Kinderbetreuung am Nachmittag zuständig zu sein, während die externe Kinderbetreuung auf dem zweiten Platz rangiert. Großmütter helfen nur in jeder fünften Familie aus, andere weibliche Verwandte gar nur in einer von vierzehn Familien (SORA – Institute for Social Research and Consulting, 2010). Zumindest in der westlichen Welt scheint somit die Kinderbetreuung vorrangig die Aufgabe einer Person, nämlich die der Mutter zu sein (Liss, Schifffrin, Mackintosh, Miles-McLean, & Erchull, 2013; Riina & Feinberg, 2012; Seymour, 2004). Doch nur etwa 5% der Weltbevölkerung leben überhaupt in sogenannten westlichen Mittelklassefamilien (Keller, 2007; zitiert nach Keller, 2013) und es gibt viele Hinweise darauf, dass sich die Lebensrealität der meisten Kinder eklatant von jener des westlichen Kulturkreises unterscheidet.

Aus zahlreichen Studien ist bekannt, dass Kinder aus traditionellen Kulturen sehr viel weniger exklusive Zeit mit ihren Müttern verbringen als westliche Kinder und stattdessen von einer Vielzahl an Betreuungspersonen umsorgt werden, die sich in einem dichten Familiennetzwerk die Kinderfürsorge teilen. Ob in Kamerun, Indien (Keller, Abels, Lamm, Yovsi, Völker, & Lakhani, 2005) oder auf der Elfenbeinküste (Gottlieb, 2004), ob im zentralafrikanischen Regenwald (Fouts & Brookshire, 2009) oder der südafrikanischen Trockensavanne (Kruger & Konner, 2010), in einem Großteil unserer Welt lassen sich diese multiplen Betreuungsmuster finden. Folglich hinterfragen diverse AnthropologInnen und SoziobiologInnen das westliche Ideal der typischen Mutter-Vater-Kind-Einheit und beleuchten hingegen die Assistenz anderer Gruppenmitglieder (Otto, 2008). Gottlieb (2004) bezeichnet das Phänomen, dass die Mutter als einzige Betreuungsperson fungiert, gar als eine Art von Anomalie, die wenig Relevanz abseits der westlichen Mittelklassegesellschaft hat.

Die interkulturellen Beobachtungen stehen demnach im drastischen Widerspruch zu der westlichen Mutterzentriertheit, welche auch in der klassischen Bindungstheorie propagiert wird (Keller, 2013;

Otto, 2008; Seymour, 2004). Diese *monotropic view* (Keller, 2013) und die Tatsache, dass das Thema Kinderbetreuung in unserem Kulturkreis so kontrovers behandelt wird, setzt westliche Mütter unter Druck und führt teilweise zu großen Schuldgefühlen (Liss et al., 2013; Seymour, 2004). Aus diesem Grund fordert etwa Seymour (2004) eine feministische psychologische Anthropologie. Es gebe einen großen Bedarf „to rethink Western mother-centered theories of caretaking and child development and to develop ones that are more consistent with the realities of child care in most parts of the world“ (Seymour, 2004, S. 550).

Auch die im Westen vorherrschende Kindzentriertheit, die mit einem hohen Investment in ein Kind einhergeht, scheint eine Rarität darzustellen. Während sich westliche Eltern voll und ganz der Kindererziehung widmen, genießen Kinder in traditionellen Gemeinschaften selten solch exklusive Aufmerksamkeit (Keller, 2011). Manche ForscherInnen konstatieren Müttern aus traditionellen Kulturen gar einen abrupten Interessensverlust an ihren Kindern, sobald diese entwöhnt sind (vgl. Draper & Harpending, 1988). Doch gerade die traditionelle Bindungstheorie betont immer wieder die Wichtigkeit mütterlicher Interaktionsqualität (vgl. Belsky & Fearon, 2008; Belsky, Steinberg, & Draper, 1991; Weinfield, Sroufe, Egeland, & Carlson, 2008). Im Zuge dessen scheint es verwunderlich, dass auch in traditionellen Kulturen immer wieder hohe Werte an sicher gebundenen Kindern ausgemacht werden (Ainsworth, 1967; Kermorian & Leiderman, 1986; Posada et al., 2002; Posada, Carbonell, Alzate, & Plata, 2004; vgl. van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Die Tatsache, dass anthropologische Erkenntnisse und die Bindungstheorie so weit auseinanderklaffen, führte dazu, dass letzterer ein eher beschränktes Verständnis über kulturspezifische Entwicklungsverläufe nachgesagt wird, wobei vor allem der afrikanische Kontinent weitgehend zu ihren „uncharted territories“ zu gehören scheint (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008, S. 901).

Doch inwiefern sind die anthropologischen Ergebnisse überhaupt auf sämtliche traditionelle Gesellschaften übertragbar? Beschränken sich die Mutter-Kind-Interaktionen wirklich auf ein Minimum und stellt die Mutter nur eine Person von vielen dar? Welche Konsequenzen haben diese Umstände für die Entwicklung der Mutter-Kind-Bindung und inwieweit wird diese von den mütterlichen Verhaltensweisen beeinflusst? Wie wirken sich das hohe Ausmaß an sozialer Unterstützung und das große Netzwerk an Betreuungspersonen auf die Mutter-Kind-Interaktionen und in weiterer Folge auf die Bindungsbeziehung zwischen Mutter und Kind aus?

Um eine bessere Einsicht in die Prozesse rund um das Bindungsgeschehen zu bekommen und die Dynamiken der multiplen Betreuung zu verstehen, bedarf es eines Untersuchungszuganges, der einen Einblick in das evolutionär verankerte Mutter-Kind-System ermöglicht. Dies kann nur in einem Kontext gewährleistet werden, in dem eine noch sehr ursprüngliche Lebensweise vorherrscht.

Im Zuge der vorliegenden Arbeit soll deshalb der Rahmen der multiplen Betreuungsnetze in den traditionellen Dorfgemeinschaften Malawis abgeklärt werden, wobei ein besonderer Fokus auf die

Mutter-Kind-Interaktionen gelegt wird. Dabei werden die Annahmen, die sich aus diversen interkulturellen Studien über mütterliche Investments in traditionellen Gesellschaften ableiten lassen, einer Überprüfung unterzogen. Des Weiteren werden die Einflüsse bestimmter soziodemographischer Parameter auf die mütterlichen Investments untersucht und insbesondere der Einfluss der sozialen Unterstützung und multiplen Betreuung auf die Mutter-Kind-Interaktionen beleuchtet. Schlussendlich sollen die Zusammenhänge zwischen den mütterlichen Investments und der Mutter-Kind-Bindung untersucht werden.

Im ersten Teil der Arbeit wird der theoretische Hintergrund und aktuelle Stand der Forschung hinsichtlich mütterlicher Investments und der Mutter-Kind-Bindung erläutert, wobei stets der interkulturelle Diskurs im Fokus steht und sämtliche Erkenntnisse westlicher Studien mit jenen interkultureller Forschungstätigkeiten in Bezug gesetzt werden. In weiterer Folge sollen die aus der Theorie abgeleiteten Forschungsfragen dargelegt und das angewandte Untersuchungsdesign näher beschrieben werden. Nach Erläuterung der verwendeten Methoden erfolgen eine genaue Beschreibung der Stichprobe sowie erste deskriptive Ergebnisse der Untersuchungsinstrumente. Daraufhin werden die Ergebnisse der im Fokus stehenden Forschungsfragen und Hypothesen präsentiert, wobei vor allem der Voranalyse, die sich mit einer detaillierten Analyse der Gestaltung der mütterlichen Investments auseinandersetzt, große Aufmerksamkeit geschenkt wird, um eine möglichst exakte Abbildung der Lebensrealität der observierten malawischen Kinder gewährleisten zu können. Abschließend werden sämtliche Ergebnisse diskutiert und mit der Literatur in Bezug gesetzt. Dabei werden auch Implikationen für künftige Forschungsvorhaben angeführt.

2 Theoretischer Hintergrund

2.1 Mütterliche Investments

2.1.1 Definition und Begriffsbestimmung

Mit dem Begriff *Elterninvestment* wird vor allem in der Evolutionsbiologie jegliches Investment bezeichnet, welches von einem Elternteil getätigt wird, um die Überlebenswahrscheinlichkeit und folglich den Reproduktionserfolg eines Nachkommen zu erhöhen (Trivers, 1972). Elterninvestment kann sehr unterschiedliche Formen annehmen, wie Zeit, Energie (Draper & Harpending, 1982; Eckart, 2000; Simpson & Belsky, 2008), Anstrengungen (Eckart, 2000; Simpson & Belsky, 2008), Ressourcen (Draper & Harpending, 1982; Lynch & Brooks, 2013), medizinische Versorgung (Borgerhoff Mulder, 1998), Aufmerksamkeit bis hin zu sozialer Interaktion (Lynch & Brooks, 2013) und Tätigkeiten wie füttern, beschützen und lehren (Simpson & Belsky, 2008). Elterninvestments können dazu dienen das Überleben des Kindes zu sichern (Borgerhoff Mulder, 1998), aber sie umfassen auch die Ausbildung (Borgerhoff Mulder, 1998; Mistry, Biesanz, Chien, Howes, & Brenner, 2008) oder das Anbieten kognitiver stimulierender Materialien (Mistry et al., 2008). Das elterliche Investment reflektiert das Ausmaß, in dem Eltern ihre Pflichten über andere Dinge stellen und die Zeit mit ihrem Kind als Priorität ansehen (Cox, Owen, Lewis, & Henderson, 1989).

Die Erforschung von *parental investments* scheint facettenreich und heterogen, so wird dieses in manchen Studien durch die Dauer des Stillens operationalisiert (Koziel & Ulijaszek, 2001; Lynch & Brooks, 2013; Quinlan, Quinlan, & Flinn, 2003), während es in anderen Untersuchungen beispielsweise anhand der Entscheidung der Mutter ihr Kind zu tragen oder es selber gehen zu lassen, erhoben wird (Kramer, 1998). In einer Studie in Äthiopien dienten die Schulbildung und die Frage, ob die Kinder geimpft waren als Indikator für Elterninvestment (Gibson & Lawson, 2011). Borgerhoff Mulder (1998) maß das Ausmaß des Investments in Kenia anhand der kindlichen Überlebensrate, dem Schulerfolg, der Ehearrangements und der Erbschaftsregelung. In Polen wurden unter anderem die Abstände zwischen den Geburten als Veranschaulichung des *parental investments* herangezogen, da davon ausgegangen wurde, dass die aktive Entscheidung zu größeren Geburtsabständen mit einem vergrößerten Investment in ein Kind einhergeht (Koziel & Ulijaszek, 2001). Von vielen anderen AutorInnen wurde hingegen das Ausmaß der Zeit, die mit einem Kind verbracht wird, als Ausdruck des Investments betrachtet (Alvergne, Faurie, & Raymond, 2010; Apicella & Marlowe, 2003; Bugental, Corpuz, & Samec, 2013; Gibson, 2009; Michalski & Shackelford, 2005).

Auch die Art der Messung der elterlichen Investments variiert stark. Einige Studien erhoben das Elterninvestment etwa durch Selbsteinschätzung anhand eines Fragebogens (Alvergne et al., 2010; Apicella & Marlowe, 2003; Bornstein, Hendricks, Hahn, Haynes, Painter, & Tamis-LeMonda, 2009; Bugental et al., 2013; Eibach & Mock, 2011; Gibson, 2009; Michalski & Shackelford, 2005) oder

durch Interviewverfahren (Ackerman & Dozier, 2005; Cox et al., 1989). Letzteres wurde von Liss und Kolleginnen (2013) kritisiert, die bemängelten, dass die Intensität von *parenting* zu oft mit narrativen Diskursen gemessen wird, anstatt durch quantitative Messungen, auch Bugental und KollegInnen (2013) merken an, dass künftige Forschung von der Verwendung einer direkten Beobachtung des Elterninvestments profitieren würde.

Während Elterninvestments also materielle, zeitliche, soziale und emotionale Unterstützung (Bugental et al., 2013) beinhalten können, unterscheiden manche AutorInnen grob zwischen *indirektem* und *direktem* Investment (vgl. Meehan, 2009). Hierbei umfasst ersteres beispielsweise den Erwerb von Nahrung oder die Schaffung einer sicheren Umgebung, *direktes* Investment hingegen richtet sich unmittelbar an das Kind und beinhaltet folglich diverse Formen des elterlichen *caregivings* (Meehan, 2009). Schlomer und Belsky (2012) sprechen sich ebenfalls dafür aus, dass abseits der evolutionsbiologischen Investmenttheorien, die oftmals in Tierstudien überprüft werden und biologische Indikatoren wie beispielsweise Geburtenabstände verwenden, das Elterninvestment beim Menschen absolut durch das jeweilige *parental behavior* operationalisiert werden kann. Die Qualität des *parentings* kann also das jeweilige Investment in ein Kind reflektieren (Hrady, 2009; zitiert nach Schlomer & Belsky, 2012). Auch Bereczkei (1998) bezeichnet *direct childcare* als das Investieren von Zeit und Energie in ein Kind. Marlowe (1999) spricht sich in seiner Studie über den *parenting effort* von Vätern in einer Jäger- und Sammlergesellschaft in Tansania dafür aus, dass *direct care*, also die direkte Interaktion mit Kindern (Kleiman & Malcolm, 1981; zitiert nach Marlowe, 1999) in Form von Pflege- und Spieltätigkeiten und anderweitigen Formen des Kontaktes, als besser messbarer Indikator für die Motivation und Bemühungen der Väter diene, als dies bei *indirect care* der Fall sei.

In der vorliegenden Arbeit werden folglich unterschiedliche, von der Mutter gesetzte Verhaltensweisen, die an das Kind gerichtet sind, also diverse Formen der *direct care*, als mütterliches *Investment* bezeichnet, der Term Investment ist hierbei also als äquivalent zu den Bezeichnungen *caregiving*, *parenting* oder *mothering* zu verstehen. Materielle oder anderweitige Investmentformen werden hingegen nicht berücksichtigt.

2.1.2 Investmentformen

Das mütterliche Investment umfasst also unterschiedliche Domänen des *caregivings*, hierbei stellt sich nun die Frage, welche Formen konkret unterschieden werden können.

Zuallererst zählt zum *caretaking* die *Anwesenheit* der Mutter in der Nähe ihres Kindes (Bereczkei, 1998; Holden & Miller, 1999; Marlowe, 1999). Präsent zu sein und sein Kind zu beobachten erfordert laut Meehan (2008, 2009) nur minimales Investment und wenig Energie, weshalb sie die reine Anwesenheit als *low investment caregiving* bezeichnet.

Die Tatsache, dass sich eine Betreuungsperson in der Nähe des Kindes aufhält, bedeutet zudem nicht automatisch, dass diese sich auch mit dem Kind beschäftigt. In ihrer qualitativen Differenzierung verschiedener *childrearing* Konstrukte betrachten Holden und Miller (1999) deshalb auch die

Tatsache, ob mit dem Kind interagiert wird oder nicht. Auch Tudge (2008) betont, dass nicht bloß die Verfügbarkeit von Bezugspersonen relevant ist, sondern vielmehr das Ausmaß, in dem sich eine Person tatsächlich mit dem Kind beschäftigt. Da der direkte Kontakt und die Interaktion klarerweise mehr Energie erfordern als die reine Anwesenheit, wird dies von Meehan (2008, 2009) als *high investment caregiving* bezeichnet.

Darüber hinaus gibt es unterschiedliche Arten, wie mit einem Kind interagiert werden kann. In erster Linie zählen hierzu *Routinepflegetätigkeiten* wie das Stillen, Füttern, Säubern oder Baden des Kindes (Bereczkei, 1998; Bornstein, 2012; Hewlett, Lamb, Shanon, Leyendecker, & Schölmerich, 1998; Holden & Miller, 1999; Keller et al., 2005; Marlowe, 1999). Diverse AutorInnen verwenden vor allem das Stillen eines Kindes als Indikator für das mütterliche Investment (z.B. Koziel & Uliaszek, 2001; Lynch & Brooks, 2013; Quinlan et al., 2003; Quinlan, 2007), obwohl die Tatsache, dass ein Kind nicht gestillt wird auch von externen Gründen abhängen kann und somit nicht immer den perfekten Indikator darstellt (Koziel & Uliaszek, 2001). Zudem betonte Ainsworth, die sich mit dem Begriff *mothering* auseinandersetzte, bereits 1967, dass Mütter optimalerweise mehr als nur Routinepflege leisten, weshalb die Bezeichnung auch darüber hinausgehende Arten der Interaktion beinhalten sollte.

Generell kann man also in einem weiteren Schritt zwischen jenen Investmentformen unterscheiden, die für das Überleben des Kindes nötig sind, indem sie seine Grundbedürfnisse erfüllen und darüber hinausgehenden Investments, die zwar nicht überlebensnotwendig per se sind, sich dafür aber in der langfristigen Entwicklung des Kindes widerspiegeln. Downey (2001) sowie Gibson und Lawson (2011) nennen diese unterschiedlichen Investments *base investments* beziehungsweise *surplus investments*. Letztere sind mit mehr Kosten für die Eltern verbunden, da sie mehr Zeit und Ressourcen in Anspruch nehmen.

Auch Howes, Rodning, Galluzzo und Myers (1990) differenzieren zwischen *routine caregiving*, wie dem Wechseln von Windeln, und „intense“ (S.173) Interaktionen, so auch Kramer (2009), die zwischen Pflegetätigkeiten und Tätigkeiten wie dem Spielen oder Sprechen mit einem Kind unterscheidet. Kermoian und Leiderman (1986) sprechen ebenfalls von *physical care* auf der einen und *social* beziehungsweise *playful interactions* auf der anderen Seite, ähnlich wie Posada und Kolleginnen (2004), die die Wichtigkeit der Balance zwischen dem physischen *caregiving* und sozioemotionalen Interaktionen, wie etwa dem Spielen, betonen. Eltern sollen also nicht nur physiologische, sondern auch emotionale Unterstützung anbieten (Spangler, 2013), weshalb auch Investmentformen, die über die Routinepflege hinausgehen, zum *caregiving* gehören.

Dementsprechend sind auch beim Körperkontakt, der ebenfalls zur *maternal care* gezählt wird (Bornstein, 2012; Holden & Miller, 1999; Marlowe, 1999; Quinlan, 2007), Unterscheidungen zu treffen, je nachdem in welchem Kontext er auftritt. So bezeichnen etwa Howes und Kolleginnen (1990) *notwendigen* Körperkontakt als „minimal“ (S. 173), während sie beispielsweise das Umarmen zu den „intense“ (S.173) Interaktionen zählen. Jung und Fouts (2010) unterscheiden insgesamt drei Arten des Körperkontaktes. Während es die Berührung bei den Routinepflegetätigkeiten gibt,

bezeichnen sie die darüber hinausgehenden Formen des Körperkontaktes als „social-affectionate touch“ (S. 25). Dieser hat im Gegensatz zum Körperkontakt, der während der Pfl egetätigkeiten auftritt, keine unmittelbare Funktion. Den über die Pfl egetätigkeiten hinausgehenden Körperkontakt unterteilen sie wiederum in *passive* sozio-affektive Berührungen, wie das Tragen eines Kindes, sowie *aktive* sozio-affektive Berührungen, wie das Liebkosen. Auch Belsky, Rovine und Taylor (1984) legen ihren Fokus auf nicht essentiellen Körperkontakt, der außerhalb von Pfl egetätigkeiten passiert.

Neben dem Körperkontakt gehört auch die Kommunikation mit einem Kind zur *childcare* (Belsky et al., 1984; Bornstein, 2012; Hewlett et al., 1998; Holden & Miller, 1999; Leyendecker, Lamb, Fracasso, Schölmerich, & Larson, 1997; Marlowe, 1999; Posada et al., 2002). Auch das Stimulieren von Kindern und das gemeinsame Spiel wird zu den *caregiving* Tätigkeiten gezählt (Belsky et al., 1984; Bereczkei, 1998; Hewlett et al., 1998; Keller et al., 2005; Marlowe, 1999). Kommunikation und spielerische Interaktionen werden hierbei oftmals zusammengefasst, so bezeichnen etwa Roopnarine, Krishnakumar und Vadgama (2013) das Kommunizieren und die objektzentrierte Interaktion mit Kindern als „social-affiliative behaviours“ (S. 231). Ivey (2000) spricht währenddessen von „social contact“ (S. 859), welcher das Spielen oder Sprechen mit dem Kind umfasst.

Abseits der alltäglichen Interaktionsformen legen viele AutorInnen besonderes Augenmerk auf die Reaktion der Mutter hinsichtlich der kindlichen Signale. So zählte beispielsweise Quinlan (2007) die Reaktion auf das weinende Kind zur *maternal care*, auch Keller und Kolleginnen (2005) beobachteten im Zuge ihrer Studie des Elternverhaltens die Reaktion auf kindliche Unmutsäußerungen, ähnlich wie Leyendecker und KollegInnen (1997) und Kruger und Konner (2010). Posada und Kolleginnen (2004) unterschieden bei ihrer induktiven Erhebung von mütterlichem *caregiving behavior* zwischen der Schnelligkeit der Reaktion und ihrer Effektivität. Die Tendenz sehr rasch auf die kindlichen Signale zu reagieren wird üblicherweise *Kontingenz (contingency)* oder *Responsivität (responsivity)* genannt, während die Angemessenheit dieser Reaktion oft als *Sensitivität* oder auch *sensitive Responsivität (sensitive responsiveness)* bezeichnet wird (vgl. Leyendecker et al., 1997; Keller, 2011). Diese beiden Konzepte finden besonders in der Bindungsforschung große Aufmerksamkeit, weshalb in Abschnitt 2.2.3 noch einmal genauer darauf eingegangen wird.

Abgeleitet aus der oben erläuterten Literatur stehen somit folgende mütterliche Investments im Fokus dieser Arbeit: (1) die *Anwesenheit* der Mutter sowie (2) ihrer *Gesamtinteraktion* mit dem Kind. Zudem werden ebenfalls auf Basis der angeführten Studien folgende Interaktionsformen spezifisch betrachtet und voneinander unterschieden: (3) die *Routinepfl egetätigkeiten*, (4) der *Sozialkontakt*, welcher aus Kommunikation und Spielverhalten besteht, sowie (5) der *Körperkontakt*, welcher außerhalb der Routinepfl ege geschieht. Dieser wird wiederum in (5a) *passiven Körperkontakt* und (5b) *aktiven Körperkontakt* unterschieden, wobei ersterer beispielsweise das Herumtragen des Kindes beinhaltet und letzterer das Liebkosen des Kindes. Darüber hinaus wird ein spezielles Augenmerk darauf gelegt, ob die Investments als Reaktion auf kindliche Unmutsäußerungen erfolgen oder nicht.

2.1.3 Einfluss des Kontextes

Grundsätzlich gibt es weitgehend Übereinstimmung darüber, dass der jeweilige Kontext die vorherrschenden Reproduktions- und Sozialisationsstrategien und –ziele und somit das *parenting* wesentlich beeinflusst (Belsky et al., 1991; Belsky, Rosenberger, & Crnic, 1995; Hewlett et al., 1998; Holden & Miller, 1999; Pryce, 1995; Simpson & Belsky, 2008; George & Solomon, 2008; Tronick, Morelli, & Ivey, 1992). Die Parameter der Umwelt haben einen Einfluss auf die sozioökonomische Struktur einer Gesellschaft, diese wiederum beeinflussen die Sozialisationsstrategien, die sich im Elternverhalten widerspiegeln (Keller, 2007; zitiert nach Otto, 2008).

Vor allem drei Kontextvariablen zeigen sich als maßgeblich beteiligt an der Formung der Reproduktions- und Sozialisationsstrategien und –ziele: die jeweilige *Ressourcenlage* (Belsky et al., 1991; Lee, 2003; Otto, 2008; Scheper-Hughes, 1985), die vorherrschenden *Risiken*, die sich etwa in der Höhe der Kindersterblichkeit oder der durchschnittlichen Lebenserwartung äußern (Gant, Heath, & Goziem Ejikeme, 2009; Kaplan, Lancaster, Tucker, & Anderson, 2002; Lee, 2003; LeVine, 1994; Otto, 2008; Quinlan, 2007; Scheper-Hughes, 1985) sowie die jeweilige kulturell bedingte *Gesellschaftsstruktur* (Keller et al., 2005, 2009; Keller & Kärtner, 2014). Hierbei kann man jene Kontexte unterscheiden, in denen die Ressourcen knapp sind, es viele Risiken wie eine hohe Kindersterblichkeit und eine niedrige Lebenserwartung gibt und ein *kollektivistisches* beziehungsweise *interdependentes* Gesellschaftssystem vorherrschend ist und jene, in denen es viele Ressourcen gibt, wenig Risiken sowie eine *individualistische* beziehungsweise *independente* Gesellschaftsstruktur. Die Unterscheidung zwischen interdependenten, kollektivistischen und independenten, individualistischen Gesellschaften kann anhand des Grades der Zugehörigkeit von Individuen zu einer Gruppe getroffen werden (Ahnert & Haßelbeck, 2014). In independenten, individualistisch geprägten Gesellschaften kümmert sich eine Person zunächst um sich selbst, im Gegensatz dazu nehmen interdependente, kollektivistische Gesellschaften den Einzelnen eher als Mitglied einer Gruppe wahr. Somit findet man in interdependenten, kollektivistischen Gesellschaften ein hohes Ausmaß an Kooperation, aktivem Miteinander und gegenseitiger Unterstützung (Ahnert & Haßelbeck, 2014). Die Kommune steht also im Vordergrund, während in independenten, individualistischen Gesellschaften Autonomie vorherrschend ist und das Individuum im Vordergrund steht (Otto, 2008).

Eine niedrige Ressourcenlage und hohe Risikofaktoren findet man vor allem in sogenannten Entwicklungsländern¹, insbesondere in Ländern aus dem Subsahararaum, die zu den ärmsten Regionen der Erde gehören (Keller, 2011) und mit einer durchschnittlichen Lebenserwartung von etwa 57 Jahren das absolute Schlusslicht im weltweiten Ranking darstellen (United Nations Development Programme, 2014). Auch die Kindersterblichkeit ist in dieser Region mit über 9% weltweit betrachtet am höchsten (United Nations Children's Fund, 2014). Demgegenüber lebt die Bevölkerung aus

¹ Die Problematik des Begriffes ist der Autorin durchaus bewusst, die Entscheidung seiner Verwendung ist auf den Mangel an besseren Alternativen zurückzuführen.

sogenannten hoch entwickelten Ländern, zu denen etwa europäische oder nordamerikanische Länder gezählt werden, durchschnittlich 23 Jahre länger (United Nations Development Programme, 2014) und hat eine Kindersterblichkeitsrate von etwa 0.6% (United Nations Children's Fund, 2014). Die interdependente, kollektivistische Gesellschaftsstruktur lässt sich ebenfalls eher traditionellen, nicht-westlichen Gesellschaften zuordnen, während im Westen vorwiegend independente, individualistische Formen vorherrschen (Keller et al., 2005; Keller & Kärtner, 2014).

Hinsichtlich der Lebensumwelt eines Kindes lassen sich somit im Wesentlichen zwei prototypische kulturelle Kontexte voneinander unterscheiden, die auch durch anderweitige soziodemographische Merkmale, wie etwa dem Niveau der formalen Bildung, dem Alter einer Frau bei der Erstgeburt, der Anzahl der Nachkommen oder der Haushaltsgröße definiert sind (Keller, 2011). Auf der einen Seite steht die westliche, urbane Mittelschichtfamilie, welche sich durch ein hohes Alter bei der Erstgeburt, hohe Bildung sowie vielfältige Ressourcen auszeichnet. Ihr häusliches Umfeld ist begrenzt und gekennzeichnet von einer Vielzahl anonymer sozialer Begegnungen. Auf der anderen Seite steht die traditionelle Bauernfamilie, welche durch eine große Kinderzahl und geringe Bildung charakterisiert ist. Die prototypische Mutter dieser traditionellen Agrargemeinschaft bekommt ihr erstes Kind bereits in den späten Teenagerjahren, der Alltag spielt sich im Hof der Großfamilie ab, in einer Nachbarschaft, in der die Menschen bereits seit vielen Generationen zusammenleben (Keller & Kärtner, 2014; Keller, 2011). Während sich einerseits Mittelschichtfamilien aus Nordamerika und Europa stark ähneln, sind sich andererseits ebenso traditionelle Bauernfamilien aus Asien, Südamerika oder Zentralafrika sehr ähnlich (Keller, 2001), auch wenn diese dichotome Betrachtungsweise eine Übersimplifizierung darstellt (Otto, 2008) und es klarerweise auch innerhalb der nicht-westlichen Kulturen vielfältige Variationen gibt (Hewlett et al., 1998).

Tatsächlich ist es so, dass die Mehrheit der Weltbevölkerung nicht nach den Charakteristika der westlichen, urbanen Mittelschichtfamilien lebt, sondern in bäuerlichen Großfamilien (Keller, 2011). Die westliche Mittelschicht stellt somit keinesfalls die Norm dar, was die wissenschaftliche Untersuchung von kindlicher Entwicklung in Kontexten abseits der prototypischen westlichen Familie umso relevanter macht (Keller & Kärtner, 2014; Keller, 2011).

All diese Kontextvariablen und Umgebungsfaktoren stehen in einem komplexen Zusammenspiel und schlagen sich, wie bereits erwähnt, auf die *Reproduktionsstrategie* nieder (Belsky et al., 1991; Gant et al., 2009; Kaplan et al., 2002; Lee, 2003; Scheper-Hughes, 1985), also darauf, wie viele Kinder eine Frau bekommt und wie viel sie in diese investiert (Belsky et al., 1991; Eckart, 2000; Kaplan et al., 2002; Trivers, 1972). Aber auch auf die jeweilige *Sozialisationsstrategie*, also darauf, welche Investmentformen vorherrschend sind, üben sie einen Einfluss aus (Keller et al., 2005, 2009; Kuhl & Keller, 2008; Otto, 2008) sowie auf die *Sozialisationsziele*, die sich darin äußern, was die Mutter durch ihre Erziehung zu erreichen anstrebt (Keller et al., 2005, 2009; Keller & Kärtner, 2014; Keller, 2011; Otto, 2008). Im nächsten Abschnitt soll auf diese Zusammenhänge näher eingegangen werden.

2.1.3.1 Reproduktionsstrategien: Einflüsse und Auswirkungen auf die Höhe der Investments

In erster Linie wird die Reproduktionsstrategie von den Umgebungsfaktoren wesentlich beeinflusst. Da Elterninvestments Kosten verursachen, kann es keine unbeschränkte Reproduktion geben (Eckart, 2000). Eltern müssen eine Entscheidung über einen möglichst optimalen Einsatz ihrer Investments treffen, was sich in der Frage niederschlägt, wie viele Kinder sie zeugen sollen und inwiefern sie ihre Investments auf diese aufteilen (Eckart, 2000). Die zentrale Annahme dieses Dilemmas wird in der *Resource Dilution Explanation* (Downey, 2001) dargelegt, die konstatiert, dass elterliche Ressourcen begrenzt sind und dementsprechend mit einer steigenden Anzahl an Kindern *verdünnt* werden müssen. So kann sich ein Elternteil entweder dazu entschließen, viele Kinder in die Welt zu setzen, wobei er allerdings aufgrund seiner begrenzten Investments in jedes einzelne nur wenig investieren kann, oder aber seine Investments auf wenige Kinder aufzuteilen, die dann mehr von diesen profitieren (Eckart, 2000). Es handelt sich also um eine Entscheidung zwischen *Reproduktionsquantität* und *-qualität* (Eckart, 2000; Kaplan et al., 2002). Dieser *trade-off* zwischen *mating* und *parenting* (Trivers, 1972) wird wesentlich von den Kontextfaktoren beeinflusst (Belsky et al., 1991; Gant et al., 2009; Lee, 2003; Kaplan et al., 2002; Scheper-Hughes, 1985). Sind etwa die Ressourcen knapp und die Stressoren hoch, entscheiden sich Eltern eher dafür eine möglichst große Zahl an Nachkommen in die Welt zu setzen (Belsky et al., 1991), während vermehrte Ressourcen eher zu einer „quality-driven parental investment strategy“ (Gibson & Lawson, 2011, S. 98) führen.

Dementsprechend besteht die Reproduktionsstrategie in den westlichen Ländern eher darin, wenig Kinder zu bekommen und sehr viel in diese zu investieren, in Entwicklungsländern, in denen die Ressourcen knapp sind, werden hingegen eher viele Kinder in die Welt gesetzt, in die folglich weniger investiert wird (Scheper-Hughes, 1985). Dies kann einerseits damit begründet werden, dass Eltern ihre Kinder auf das vorbereiten wollen, was sie im späteren Leben erwartet (Belsky et al., 1991), andererseits kann eine große Anzahl an Kindern auch als ökonomische Absicherung für die Familie dienen, da diese etwa bei der Ernte oder der Viehzucht mithelfen (Gant et al., 2009; Kramer, 2005).

Auch eine hohe Kindersterblichkeitsrate führt dazu, dass eine Mutter viele Kinder bekommt, in der Hoffnung „that a few survive infancy and the early years of life“ (Scheper-Hughes, 1985, S. 310). So führte beispielsweise auch der Ausbau der Gesundheitsversorgung um die Jahrhundertwende in Europa dazu, dass einerseits die eigene Lebenserwartung stieg, andererseits die Kindersterblichkeit sank, was sich in einer sinkenden Geburtenrate niederschlug (Kaplan et al., 2002). Zudem können auch kulturelle Faktoren die Entscheidung begünstigen, viele Kinder zu bekommen, so wird eine große Familie etwa in vielen Subsaharaländern als Frage des Prestiges angesehen (Gant et al., 2009).

Mangelnde Ressourcen und hohe Risiken führen also zu einer Reproduktionsstrategie, die sich in einem niedrigen Elterninvestment äußert. Aber nicht nur vermittelt über die Reproduktionsstrategie, sondern auch *direkt* beeinflusst ein etwaiger Ressourcenmangel die elterlichen Investments. Quinlan, der 2007 den Einfluss von externen Risiken, wie etwa einer Hungersnot oder kriegerischen

Auseinandersetzungen auf das elterliche Investment untersuchte, fand heraus, dass die von einer Hungersnot und kriegerischen Handlungen betroffenen Mütter ihre *maternal care* signifikant reduzierten. Auch das Level des pathogenen Stresses, also des Risikos einer Ansteckung mit grassierenden Krankheiten wie etwa Malaria oder Leishmaniose, beeinflusste das Ausmaß der mütterlichen Pflege. So stieg diese mit zunehmendem Risiko erst an, ab einem gewissen Punkt wurde sie allerdings drastisch verringert, was Quinlan mit der Tatsache erklärt, dass „at high pathogen levels, survival may be more a matter of chance than child care“ (Quinlan, 2007, S. 124). Eltern können das Überleben ihrer Kinder also durch ihre Pflegeleistungen nicht mehr sichern, da dieses eher vom Zufall abhängt und reduzieren sie als Folge. Auch könnten sich Eltern im Extremfall dafür entscheiden, primär ihr eigenes Überleben zu sichern (Quinlan, 2007). Nimmt die Überlebenswahrscheinlichkeit eines Kindes durch externe Risikofaktoren drastisch ab, kann es bei Müttern sogar zum Phänomen des *detachment* kommen, was sich darin äußert, dass die Pflege und Zuneigung ihren Kindern gegenüber völlig eingestellt wird (Scheper-Hughes, 1985). „Human mothers who reach the limit of their endurance can and often do become both estranged from and indifferent toward their children.“ (Scheper-Hughes, 1985, S. 313)

Je risikoreicher und ressourcenärmer die Umgebung, desto niedriger ist folglich das Investment in ein Kind. Gerade für Entwicklungsländer müsste dies bedeuten, dass generell wenig in ein Kind investiert wird. Hinweise, dass dem so ist, gibt es tatsächlich. So stellten etwa Bornstein und Putnick (2012) fest, dass Mütter aus wenig entwickelten Ländern ihre Kinder öfter alleine ließen und seltener in ihrer Nähe waren. Auch Tudge (2008) zeigte, dass kenianische Mütter seltener in der Nähe ihres Kindes waren, als etwa euro-amerikanische Mütter aus den USA, welche in über 70% der Beobachtungszeit für ihre Kinder verfügbar waren. Andererseits gibt es viele Hinweise darauf, dass Mütter im Subsahararaum sehr responsiv auf das Weinen ihrer Kinder reagieren, was als hohes Investment angesehen werden kann. So zeigte etwa eine Studie bei den in der Trockensavanne von Botswana und Namibia lebenden !Kung, dass die Mütter in etwa 60% der Zeit reagierten, wenn ihr Kind weinte. Handelte es sich um ein heftiges Weinen, reagierten sie gar in allen Fällen (Kruger & Konner, 2010). Keller und Kolleginnen stellten 2005 fest, dass kamerunische Mütter öfter auf das Weinen ihrer Kinder reagierten als deutsche, auch Ainsworth (1967) berichtete, dass ugandische Mütter prompter auf das Weinen ihrer Kinder reagierten als amerikanische. Kuhl und Keller schreiben 2008, dass in independenten, also eher westlichen Gesellschaften, verzögert auf das Weinen reagiert wird, da ein Kind lernen soll seine negativen Emotionen selbst zu regulieren, während in interdependenten Gesellschaften eine sofortige Reaktion erfolgt (Ahnert & Haßelbeck, 2014; Kuhl & Keller, 2008). Entgegengesetzte Ergebnisse fanden Hewlett und Lamb (2003; zitiert nach Keller et al., 2005), die berichteten, dass zentralafrikanische Ngandu Mütter seltener auf Unmutsäußerungen ihrer Kinder reagierten als nordamerikanische. Somit gibt es kontroverse Ergebnisse, was die Höhe mütterlicher Investments in Kontexten abseits westlicher Mittelklassefamilien betrifft.

2.1.3.2 Sozialisationsstrategien: Einflüsse und Auswirkungen auf die Gewichtung der Investments

Nicht nur auf die Reproduktionsstrategie und dadurch auf die Höhe der Investments generell hat der Kontext einen Einfluss, sondern auch auf die vorherrschende Sozialisationsstrategie, also welche Investment- beziehungsweise Interaktionsformen als vorrangig betrachtet werden und welchen eher eine geringe Priorität eingeräumt wird (Keller et al., 2009; Kuhl & Keller, 2008; Otto, 2008). Grundsätzlich kann man die *proximale* und die *distale* Sozialisationsstrategie voneinander unterscheiden. Während bei der proximalen Strategie ein großer Fokus auf die Überlebenssicherung des Kindes gelegt wird (Otto, 2008), beinhalten distale Erziehungspraktiken eher kommunizieren und spielen (Keller et al., 2009). Proximale Verhaltensweisen zielen also vor allem darauf ab, Kinder in einer risikoreichen Umgebung vor etwaigen Gefahren der Umwelt zu beschützen. So berichtet auch LeVine (1994), dass in einer Umgebung mit hoher Kindersterblichkeit eher die physische Entwicklung eines Kindes im Vordergrund steht anstatt seiner sozialen. Der Fokus liegt also eher auf den *base investments*. *Surplus investments* können hingegen erst durch eine Verringerung von Risikofaktoren beziehungsweise einer Senkung der Gefahr der Kindersterblichkeit gesteigert werden, wie Gibson und Lawson 2011 in Äthiopien feststellten. Draper und Harpending (1988) schreiben gar, dass in Kulturen, in denen Subsistenzwirtschaft vorherrschend ist, die mütterliche *care* lediglich aus dem Stillen des Kindes besteht und ihr Interesse an den Kindern rapide sinkt, sobald diese entwöhnt sind. Demnach scheint also die Routinepflege einen Großteil der mütterlichen Investments in ressourcenarmen und risikoreichen Kontexten auszumachen.

Des Weiteren hat es den Anschein, dass die über die Routinepflege hinausgehenden Investments in überlebensorientierten Gemeinschaften vorwiegend aus taktiler Interaktion besteht, während in ressourcenreicheren und fortschrittlicheren Gesellschaften mehr Wert auf verbale Interaktion gelegt wird (Bradley & Corwyn, 2005), was durch die Notwendigkeit erklärt werden kann, Kinder in risikoreichen Umgebungen im Zuge der proximalen Strategie nahe am Körper zu halten (Otto, 2008). Die Wahl dieses Sozialisationsstils wird zudem maßgeblich durch kulturelle Vorstellungen und Glaubenssysteme beeinflusst, da in traditionellen Gemeinschaften der Körperkontakt als wichtiges Mittel angesehen wird, um ein Kind in die Gesellschaft einzugliedern (Keller et al., 2009). Dies scheint allerdings nur für den passiven Körperkontakt zu gelten, da in risikoreichen Umgebungen weniger affektiv mit einem Kind umgegangen wird (LeVine, 1997; zitiert nach Bradley & Corwyn, 2005; Scheper-Hughes, 1985).

Hinweise, dass die Annahme hinsichtlich des Fokus, der auf die physische Pflege gelegt wird, auf einschlägige Kontexte zutrifft, gibt es beispielsweise aus Kenia, wo sich die Mutter lediglich um die körperlichen Anliegen ihres Kindes kümmert, nicht aber um seine soziale oder kognitive Entwicklung (Kermorian & Leiderman, 1986). Auch Keller (2011) schreibt, dass kamerunische Nso-Babys ab ihrem zweiten Lebensmonat hauptsächlich Kinder als Betreuungspersonen haben, die allmählich immer mehr Tätigkeiten übernehmen, bis die Mütter nur noch für das Stillen zuständig ist. Somit werden bei den Nso zwar die physischen Bedürfnisse von den Müttern erfüllt, nicht aber die psychologischen

(Otto, 2008). Ainsworth berichtete 1967, dass sie kaum beobachtete, dass eine ugandische Mutter ihr Kind außerhalb von Pflegesituationen in den Armen hielt. Jung und Fouts (2010) stellten hingegen bei den zentralafrikanischen Bofi fest, dass die Mütter sehr wohl mehr passiven Körperkontakt als Pflegekontakt mit ihren Kindern hatten. In ihrer Studie, die sich speziell mit der Reaktion auf Weinen beschäftigte, konnten Kruger und Konner (2010) zeigen, dass die !Kung-Mütter ihre Kinder eher mit taktiler oder oraler Stimulation trösteten und weniger mit Stillen, sie sie also streichelten oder ihnen etwas vorsangen, was gegen die Annahme spricht, dass Pfllegetätigkeiten über allen anderen Verhaltensweisen stehen.

Die Theorie, dass der Sozialkontakt gegenüber dem Körperkontakt von geringer Bedeutung ist, erfährt auf den ersten Blick ebenfalls einiges an Bestätigung. So schreibt etwa Keller (2011), dass bei den kamerunischen Nso weniger als 10% der Zeit mit Objektstimulation verbracht wird, auch gaben die meisten Mütter an, ihre Liebe über Körperkontakt auszudrücken. In Kenia konnte festgestellt werden, dass Mütter kaum mit ihren Kindern sprechen, sie dafür aber mehr hielten und berührten, als etwa amerikanische Mütter (Richman et al., 1998; zitiert nach Bradley & Corwyn, 2005). In Nigeria reagierten 88% der Eltern nicht, wenn ihr Kind etwas zu ihnen sagte, 44% sprachen während einer einstündigen Beobachtung überhaupt nie mit ihrem Kind (Aina et al., 1993; zitiert nach Bradley & Corwyn, 2005). Auch in Mali hatte physische Interaktion Vorrang gegenüber verbalen Interaktionen (True, 1994; zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008; True et al., 2001; zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008), ebenso scheinen Ergebnisse aus Botswana, Namibia (Kruger & Konner, 2010) und Uganda (Ainsworth, 1967) ins Bild zu passen.

Doch auch bezüglich dieser Annahme finden sich widersprüchliche Ergebnisse, so gibt es etwa sehr wohl Hinweise auf spielerische Interaktionen zwischen Müttern und Kindern in der Demokratischen Republik Kongo (Morelli & Tronick, 1991; zitiert nach Keller et al., 2005).

Die Annahme, dass Kinder in risikoreichen und ressourcenarmen Kontexten zwar viel passiven aber sehr wenig affektiven Körperkontakt erfahren, wird durch die Beschreibungen von Kermioian und Leiderman (1986) bestätigt, die berichten, dass kenianische Mütter affektives Verhalten absichtlich unterdrücken, um keine Eifersucht von anderen Personen zu provozieren. Auch Ainsworth schreibt 1967, dass die ugandischen Kinder sehr selten geküsst oder umarmt wurden, in Zentralafrika (Jung & Fouts, 2010) machte der affektive Körperkontakt weniger als 1% der Beobachtungszeit aus.

Entgegengesetzte Ergebnisse lassen sich jedoch auch hier finden, so wurden bei den Yoruba in Nigeria während eines einstündigen Besuches mehr als die Hälfte der Kinder liebkost und geküsst (Aina et al., 1993; zitiert nach Bradley & Corwyn, 2005). Eine 1983 in Uganda durchgeführte Studie berichtete ebenfalls von affektivem Verhalten zwischen Mutter und Kind (Kilbridge & Kilbridge, 1983).

Demnach gibt es auch hinsichtlich der Gewichtung bestimmter Investmentformen in interdependenten, kollektivistischen Kulturen mit wenig Zugang zu Ressourcen und vermehrten Risikofaktoren widersprüchliche Ergebnisse und es scheint nicht gänzlich geklärt zu sein, welchen von den Müttern Priorität eingeräumt wird.

2.1.3.3 Sozialisationsziele: Einflüsse und Auswirkungen auf die Aufteilung der Investments

Das Lebensumfeld einer Familie spiegelt sich also in der Wahl der *Reproduktionsstrategie* sowie in den *Sozialisationspraktiken* wider, die sich wiederum in der Höhe und der Gewichtung der Investmentformen niederschlagen. Doch auch auf die *Sozialisationsziele* hat der Kontext einen Einfluss, also darauf, welche Eigenschaften eine Mutter ihrem Kind durch die Erziehung mitgeben möchte. Auch hier kann man prinzipiell zwei Sozialisationsziele differenzieren.

Während westliche Eltern aus independenten, individualistischen Kulturen eher die *Autonomie* ihres Kindes anstreben, herrscht in interdependenten, kollektivistischen also eher traditionellen Gesellschaften das Erziehungsziel der *Anpassung* und *Verbundenheit* (Keller & Kärtner, 2014; Keller et al., 2005). Hierbei steht also klar die Gemeinschaft im Vordergrund (Otto, 2008), weshalb sich die Großfamilie gemeinsam um das Kind kümmert (Ahnert & Haßelbeck, 2014; Otto, 2008) und eine enge, exklusive Bindung an die Mutter eher nicht erwünscht ist (Keller, 2011; Otto, 2008). Das Kind soll vielmehr eine Bindung zur ganzen Familie entwickeln (Keller, 2011), um sich so leichter in die Gemeinschaft einfügen zu können und ein Gefühl von Zugehörigkeit zu entwickeln (Otto, 2008).

Dies hat wieder Auswirkungen auf die Investments. Um die Eingliederung des Kindes in die Gemeinschaft zu gewährleisten, werden die Investments nämlich auf mehrere Personen aufgeteilt (Ahnert & Haßelbeck, 2014; Otto, 2008). Es kommt also zu *multiple* oder *nonparental caretaking*, welches abseits der westlichen Mittelklassefamilien weit verbreitet zu sein scheint (Gottlieb, 2004; Howes & Wishard Guerra, 2009; Keller et al., 2005, Keller, 2013; Otto, 2008, van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Beispiele hierfür gibt es zahlreiche, so verbringen etwa die Kinder der Efe im Regenwald des Kongos bereits ab vier Monaten mehr Zeit mit anderen Personen als mit der Mutter, interagieren im Schnitt mit fünf oder mehr Individuen pro Stunde und werden sogar von anderen Frauen gestillt (Tronick et al., 1987; zitiert nach Tronick et al., 1992). Mit 18 Wochen beläuft sich die Anzahl ihrer durchschnittlichen *caregiver* auf 14 (Morelli & Tronick, 1991; zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Auch bei der Gemeinschaft der Aka, die im zentralafrikanischen Regenwald leben, interagieren die Kinder täglich mit durchschnittlich 20 Betreuungspersonen (Meehan, 2005; zitiert nach Keller, 2013). Auch sie werden von anderen Frauen gestillt (Hewlett et al., 2000; zitiert nach Kruger & Konner, 2010). Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Kindern der !Kung, diese haben beispielsweise mehr Körperkontakt mit anderen Personen als nordamerikanische Kinder (vgl. Kruger & Konner, 2010). Sind die Kinder der Beng an der Elfenbeinküste zwischen zwei und vier Monate alt, beginnen ihre Mütter üblicherweise wieder am Feld zu arbeiten und überlassen ihr Baby vor allem anderen Kindern (Gottlieb, 2004). Typischerweise verbringt ein Beng Baby nicht mehr als eine Stunde mit derselben Person, auch wissen die Mütter oft gar nicht, wo sich ihr Kind gerade aufhält und in wessen Obhut es sich befindet, da die Pflege eines Kindes als kollektive Aufgabe angesehen wird (Gottlieb, 2004). Ebenso wird bei den Nso in Kamerun das Kind an andere *caregiver* gegeben, dies geschehe sogar mit Nachdruck, da es Nso-Mütter als schädlich erachten, wenn

sich ein Kind nur auf einen *caregiver* verlässt (Otto, 2008). So bezeichneten sich in einer Studie auch lediglich ein Drittel der Nso-Mütter selbst als primäre Bindungsperson (Otto, 2008). Die *multiple caretaking* Arrangements sind jedoch kein Phänomen des Subsahara-Afrikas (Keller, 2013), auch in anderen Ländern, wie beispielsweise Indien (Seymour, 1999; zitiert nach Keller, 2013) ist dieses Phänomen weit verbreitet. So nimmt die mütterliche Pflege von indischen Kindern ab dem siebten Lebensmonat konstant ab und diese übernimmt nur noch etwa ein Drittel der Pflegetätigkeiten, wenn die Kinder 18 Monate alt sind (Sharma, 2000; zitiert nach Roopnarine et al., 2013).

Die Gründe für das *multiple caretaking* liegen jedoch nicht nur im Sozialisationsziel der *Anpassung*. Evolutionsbiologisch betrachtet hätte die Menschheit wohl nicht überlebt, wären Mütter die einzigen Betreuungspersonen von Kindern gewesen (Keller, 2013). Im Zuge dieser Überlegungen erstellte Hrdy (1999, 2009, zitiert nach Keller, 2013) ihr *cooperative breeding model*, in dem sie beschreibt, wie sogenannte *alloparents*, also Personen, die nicht die biologischen Eltern des Kindes sind, dabei helfen dieses aufzuziehen. Dieses *cooperative breeding* stellt wohl den Schlüsselfaktor für das Überleben der menschlichen Spezies dar (Kruger & Konner, 2010), denn während der gesamten Menschheitsgeschichte mussten Menschen komplexe und erweiterte Allianzen mit anderen eingehen, um Sorge zu tragen, dass sie und ihre Nachfahren überleben konnten, weshalb exklusive mütterliche Pflege kaum eine Option darstellte (Roopnarine et al., 2013). Die Tatsache, dass Familienmitglieder so altruistisch bei der Erziehung von Kindern helfen, die nicht ihre direkten genetischen Nachfahren sind, galt lange als eines der größten Paradoxons der Evolutionstheorie (Simpson & Belsky, 2008), das schließlich von Hamilton (1964, zitiert nach Simpson & Belsky, 2008) gelöst wurde. So setzt sich die individuelle totale Fitness nicht nur aus dem eigenen Reproduktionserfolg zusammen, sondern auch aus dem gesamten Reproduktionserfolg aller Familienmitglieder, die zumindest mit einem Teil derselben Gene ausgestattet sind (Hamilton, 1964; zitiert nach Simpson & Belsky, 2008). Ein *cooperative breeding system* erhöht also die Fitness aller Mitglieder des Familienverbands, da durch die Mithilfe der *alloparents* Geburtenintervalle reduziert und die Fertilität und Überlebensrate von Kindern erhöht wird (vgl. Keller, 2013). Die Unterstützung durch andere Familienmitglieder führt also einerseits zu einer größeren Kinderanzahl, da ihre Überlebensrate gesteigert wird (Berezkei, 1998; Daly et al., 1997; zitiert nach Keller, 2013; Hrdy, 2009; zitiert nach Keller, 2013), durch diese vergrößerte Anzahl bedarf es aber wiederum auch vermehrter Unterstützung in Form von *nonmaternal investments*, um das gleichzeitige Aufziehen mehrerer abhängiger Kinder überhaupt bewältigen zu können und nebenbei anderen Pflichten und Arbeiten nachgehen zu können (Berezkei, 1998; Meehan, 2009).

Multiple caregiving Arrangements sind allerdings nicht homogen und schließen die primäre Rolle einer Mutter ebenso nicht von vornherein aus (Keller, 2013; Kruger & Konner, 2010; Valeggia, 2009). Viele Faktoren können ausschlaggebend für ein unterschiedliches Ausmaß an *allocaretaking* sein, so spielen beispielsweise Umgebungsfaktoren wie die Gefährlichkeit der Umwelt eine wesentliche Rolle

(Valeggia, 2009). Auch demographische und soziale Veränderungen beeinflussen das Ausmaß, in dem andere Personen als zusätzliche *caregiver* eingesetzt werden, so führte beispielsweise die Abkehr vom traditionellen, ländlichen, subsistenzwirtschaftlichen Lebensstil hin zu einer eher urbanen und westlichen Lebensweise bei den Toba in Argentinien dazu, dass sich Mütter vermehrt selbst um ihre Kinder kümmern und die Inanspruchnahme von *allocare* von 40% auf 22% abnahm (Valeggia, 2009). Ebenso würde sich im zeitlich flexibleren Jäger- und Sammlerlebensstil eher *multiple caretaking* ergeben, als beim starren Tagesablauf von Farmern und Hirten (Hewlett & Lamb, 2005; zitiert nach Valeggia, 2009). Auch Draper & Harpending (1988) schreiben, dass nicht nur in modernen Gesellschaften, sondern auch bei manchen hortikulturellen Gemeinschaften Kinder eher von ihren Eltern erzogen werden als beispielsweise von älteren Kindern.

Folglich gibt es hinsichtlich der Relevanz, die eine Mutter in den unterschiedlichen *multiple caretaking* Systemen spielt, viele Unterschiede, so mag sie in manchen Systemen eine spezielle Rolle einnehmen und in anderen eher eine von vielen *caregivers* sein (Keller, 2013). Kruger und Konner (2010) merken ebenfalls an, dass sich das Ausmaß der *allocare* der !Kung beispielsweise von den Efe und Aka unterscheidet, so würden trotz der *multiple caregiving* Arrangements bei den !Kung, die Mütter am häufigsten auf das Weinen ihres Kindes reagieren, auch wenn sie dies in vielen Fällen gemeinsam mit anderen Betreuungspersonen täten. Und während etwa bei den Ye'kwana im südamerikanischen Regenwald oder den Maya in Mittelamerika andere Personen zusammengerechnet mehr *childcare*-Tätigkeiten wie die Mutter übernehmen, kümmern sich beispielsweise bei der Jäger- und Sammlergesellschaft der philippinischen Agta oder den indigenen Alyawarra in Australien die Mütter geringfügig mehr um ihre Kinder (vgl. Kramer, 2005). Hier gilt es jedoch anzumerken, dass in keiner dieser Studien eine *Einzelperson* insgesamt mehr Tätigkeiten als die Mutter übernahm, sondern die Aktivitäten, die nicht von ihr durchgeführt wurden, auf viele verschiedene Personen, wie beispielsweise ältere Geschwister oder Großmütter, aufgeteilt wurden. Dies betonten auch Fouts und Brookshire (2009), die bei ihren Beobachtungen der Aka im Kongo feststellten, dass zwar andere Personen zusammen genommen mehr Zeit damit verbrachten das Kind zu füttern als die Mutter, diese aber als Einzelperson betrachtet gegenüber allen anderen Einzelpersonen überwog. Ebenso hebt Valeggia (2009) hervor, dass die Mutter unabhängig vom Ausmaß des *allomotherings* meist der *primary caretaker* bleibe. Kramer (2009) erklärt sich das Überwiegen der mütterlichen Pflegetätigkeiten vor allem damit, dass kaum jemand die Zeit ersetzen kann, in der die Mutter ihr Kind stillt, was laut ihr einen Großteil der *childcare* bei den von ihr beobachteten Maya ausmacht. Keller und Kolleginnen (2005) stellten bei ihrem Vergleich von kamerunischen, indischen und deutschen Müttern ebenso fest, dass die Mutter in allen drei Kulturen zumindest in den ersten Monaten, während das Kind noch gestillt wird, der „most significant caregiver“ (S. 530) war.

Die Rolle, die eine Mutter in interdependenten, kollektivistischen und traditionellen Gesellschaften spielt, ist also ebenfalls nicht allumfassend geklärt.

2.1.3.4 Zusammenfassung der zentralen Punkte

Klar ersichtlich scheint somit lediglich die Tatsache zu sein, dass das Umfeld mit all seinen Eigenschaften das mütterliche *caretaking* immens beeinflusst. Natürlich sind die Zusammenhänge zwischen all diesen Faktoren nicht zwingend linear, vielmehr handelt es sich um ein komplexes Zusammenspiel, bei dem die Kausalitäten in beide Richtungen verlaufen können. So kann eine hohe Kindersterblichkeitsrate beispielsweise zu der Entscheidung führen viele Kinder zu zeugen, was sich wiederum in einem verringerten Investment pro Kind niederschlägt, gleichzeitig können aber auch diese niedrigen Investments zu einem Anstieg der Kindersterblichkeit führen (Lee, 2003).

Zusammengefasst lassen sich jedoch sechs zentrale Annahmen bezüglich der mütterlichen Investments in einem Kontext, der von Ressourcenarmut und vielen Risiken wie einer hohen Kindersterblichkeit und niedrigen Lebenserwartung sowie einer kollektivistischen, interdependenten Gesellschaftsstruktur geprägt ist, ableiten: (1) Generell wird aufgrund des Kontextes und der daraus entstehenden Reproduktionsstrategie eher wenig in ein Kind investiert. (2) Dies scheint jedoch nicht zwingend der Fall zu sein, wenn das Kind weint oder seinen Unmut äußert, da in solchen Situationen prinzipiell schnell reagiert wird, was einem hohen Investment entspricht. (3) Die Investments werden aufgrund des Kontextes und der daraus resultierenden Sozialisationsstrategie vorrangig in Form von *base investments* getätigt, die primär darauf abzielen, das physische Überleben des Kindes zu sichern. (4) Alle darüber hinausgehenden Investments beschränken sich vornehmlich auf den Körperkontakt, wohingegen der Sozialkontakt vernachlässigt wird. (5) Der Körperkontakt wiederum besteht fast ausschließlich aus passivem Körperkontakt, aktiver Körperkontakt kommt indessen selten vor. (6) Die Investments werden nicht ausschließlich von der Mutter ausgeführt, sondern auf viele Personen aufgeteilt.

Wie bereits oben erläutert, lassen sich hinsichtlich dieser Annahmen jedoch auch widersprüchliche Ergebnisse finden, weshalb ihre Gültigkeit nicht restlos geklärt ist. Insbesondere die Tatsache, dass es auch innerhalb traditionell lebender Gesellschaften eine große Vielfältigkeit gibt und etwa *multiple caretaking* Arrangements nicht unbedingt heterogen sind, spricht dafür, dass vor der Abklärung jedweder Fragestellung bezüglich mütterlicher Investments in traditionellen Gemeinschaften, diese Annahmen einer Überprüfung unterzogen werden sollten, anstatt sie als restlos geklärt anzunehmen und ihnen allgemeine Gültigkeit zu konstatieren.

2.1.4 Sonstige Einflüsse auf die Investments

Unterschiede in den Elterninvestments können nicht nur im Vergleich kontrastierender Kontexte festgestellt werden, auch innerhalb desselben Kontextes unterliegt das Investment großen Schwankungen. Eine Studie von Mistry und KollegInnen (2008) ergab etwa, dass sich in die USA zugewanderte Familien hinsichtlich der Höhe des Investments in ihre Kinder von US-amerikanischen Familien ohne Migrationshintergrund unterscheiden, so wurde in den Zuwanderfamilien weniger in

die Kinder investiert, gleichzeitig wiesen jene Familien auch einen niedrigeren sozioökonomischen Status als die einheimischen Familien auf. Doch auch *innerhalb* der Gruppe der zugewanderten Familien gab es Variationen hinsichtlich des Investments, welche wiederum durch sozioökonomische Unterschiede zwischen den einzelnen Zuwanderfamilien beeinflusst wurden. Somit können auch innerhalb ähnlicher Kontexte und Lebensweisen Unterschiede im Elterninvestment auftreten und durch variable Einflussfaktoren erklärt werden (Bradley & Corwyn, 2005; Hewlett et al., 1998). „Culture and society are not synonymous, and too much of the cultural and cross-cultural literature has ignored issues of within-society heterogeneity“ (Tudge, 2008, S. 102).

2.1.4.1 Einfluss des Sozioökonomischen Status und der Bildung der Mutter

Demnach schlägt sich beispielweise, wie bereits erläutert, die Ressourcenarmut bestimmter Kontexte in der vorherrschenden Reproduktionsstrategie und somit in der Investmenthöhe nieder, jedoch beeinflusst auch der spezifische sozioökonomische Status einer Familie, der auch innerhalb desselben Kontextes variiert, ihr konkretes Investment (Lynch & Brooks, 2013; Mistry et al., 2008; Mistry, Biesanz, Chien, Howes, & Brenner, 2010). In Äthiopien konnten beispielsweise Gibson und Lawson (2011) feststellen, dass Eltern aus weniger wohlhabenden Familien ihre Kinder seltener zur Schule schickten und auch seltener impfen ließen, wobei letzteres kostenlos angeboten wurde und somit lediglich zeitliche Kosten verursacht hätte. Auch in Malawi investierten wohlhabendere Eltern mehr in ihrer Kinder als weniger wohlhabende (Gibson & Sear, 2010). Einen wesentlichen Prädiktor des individuellen sozioökonomischen Status stellt die *Bildung* der Mutter dar, welche, wie in einigen Studien festgestellt, die Höhe des Investments beeinflusst (Coddington, Mistry, & Bailey, 2014; Mistry et al., 2008). So zeigen etwa höher gebildete kamerunische Nso ein positiveres Elternverhalten als jene mit weniger Bildung (Nsamenang & Lamb, 1995). Mangelnde Bildung, die eine Ressourcenlimitation darstellt (Beaulieu & Bugental, 2008), kann folglich zu einem niedrigen Investment in das Kind führen. Doch nicht alle Studien fanden einen Zusammenhang zwischen der Bildung und dem Investment (Beaulieu & Bugental, 2008; Bornstein et al., 2009; Keller et al., 2005), weshalb die Überprüfung dieses Sachverhaltes noch weiterer Forschung bedarf.

2.1.4.2 Einfluss des Alters der Mutter

Neben dem sozioökonomischen Status und speziell der Bildung weist auch das momentane *Alter* der Mutter beziehungsweise ihr Alter bei der Geburt ihres Kindes einen Zusammenhang zum Investment auf. So investieren ältere Mütter generell mehr in ihre Kinder (Beaulieu & Bugental, 2008; Bugental et al., 2013), stillen länger (Lynch & Brooks, 2013), zeigen affektiveres Verhalten (Bornstein & Putnick, 2007; Lynch & Brooks, 2013) und qualitativ hochwertigeres *parenting* (Lynch & Brooks, 2013). Als Begründung dafür dient die *Terminal Investment Hypothesis*, welche davon ausgeht, dass aufgrund der im Alter sinkenden Wahrscheinlichkeit noch weitere Kinder in die Welt zu setzen, ältere Mütter mehr in ihre *gegenwärtigen* Kinder investieren (Schlomer & Belsky, 2012). „Because the probability of successfully reproducing declines as a woman ages, investment in current – as opposed to future –

reproduction should increase with age“ (Schlomer & Belsky, 2012, S. 444). Während jüngere Mütter noch mehr reproduktive Jahre vor sich haben, kommt es im Alter zu einem „tradeoff between current and future reproduction“ (Quinlan et al., 2003, S. 3) und somit zu einem Wandel von „mating effort toward parenting effort“ (Schlomer & Belsky, 2012, S. 444). Zudem sind ältere Mütter reifer (Pryce, 1995) und haben oft mehr Informationen und Erfahrung mit vorherigen Kindern zur Verfügung (vgl. Holden & Miller, 1999). Kermoian und Leiderman (1986) mutmaßen ferner, dass ältere Mütter emotional ausbalancierter sind.

Allerdings gibt es auch diverse Studien, die keinen Zusammenhang zwischen dem Alter der Mutter und ihrem Investment finden konnten (Bornstein et al., 2009; Keller et al., 2005; Quinlan et al., 2003). Auch könnte bei älteren Müttern Müdigkeit oder physische Erkrankungen das *caregiving* negativ beeinflussen (vgl. Holden & Miller, 1999), weshalb der Einfluss des Alters auf das Investment noch nicht gänzlich geklärt ist.

2.1.4.3 Einfluss der sozialen Unterstützung und der Familiengröße

Auch das Ausmaß an sozialer Unterstützung und *multiple care* kann innerhalb desselben Kontextes variieren. Nicht alle Mütter derselben Kultur erfahren die gleiche Unterstützung und Einbettung in ihre Familie, so konnten hierbei etwa bei den kamerunischen Nso große Unterschiede zwischen den einzelnen Müttern festgestellt werden (Otto, 2008). Zudem gibt es Unklarheiten wie sich soziale Unterstützung auf das mütterliche Investment auswirkt.

Prinzipiell geht man davon aus, dass soziale Unterstützung zu einem erhöhten Selbstvertrauen und Sicherheit in der Elternrolle führt und so als Prävention gegen Stress dienen beziehungsweise den Umgang mit diesem erleichtern kann (Andresen & Telleen, 1992). Unterstützung durch andere wirkt somit als sozialer Buffer, der einen Einfluss auf das Elternverhalten (Pryce, 1995) und demnach auf die Art, wie Mütter mit ihren Kindern interagieren, hat (Andresen & Telleen, 1992). Mütter, die soziale Unterstützung erfahren, sind kompetenter, geduldiger, sensitiver, responsiver und weniger restriktiv (vgl. Belsky & Fearon, 2008; Belsky et al., 1991; Bornstein et al., 2009; Kruger & Konner, 2010). So zeigten beispielsweise in einer Studie von Field und Kolleginnen (1990, zitiert nach Leyendecker et al., 1997) Mütter kubanischer Abstammung auf Grund ihrer Verankerung in sozialen Netzwerken eine positivere Einstellung hinsichtlich der Kindererziehung und waren in Spielsituationen engagierter als vergleichsweise afroamerikanische Mütter, die weniger in soziale Netzwerke eingebettet waren. Auch Hewlett und KollegInnen (1998), die feststellten, dass die zentralafrikanischen Aka prompter auf die Signale der Kinder reagieren und sie ausgiebiger fütterten als die in derselben Region lebenden Ngandu, erklärten diesen Unterschied, der auf Grund der geografischen Nähe der beiden Gesellschaften nicht durch kulturelle Faktoren bedingt sein konnte, mitunter durch die Tatsache, dass die Aka in dichteren sozialen Netzwerken lebten. Ebenso hatte die Familiengröße in Äthiopien einen positiven Zusammenhang mit den Elterninvestments (Gibson & Lawson, 2011).

Multiple caretaking kann also zu einer Steigerung des mütterlichen Investments in ihr Kind führen (Meehan, 2009; Simpson & Belsky, 2008). Mütter in größeren Haushalten können ihre Arbeitslast mit anderen teilen, weshalb sie mehr Zeit und Energie in ihre Kinder investieren können (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). In den USA schätzen etwa Mütter, die mehr Unterstützung durch ihre Gemeinschaft erfahren, ihr Elterninvestment größer ein als weniger unterstützte Mütter (Bornstein et al., 2009). Auch scheint schon die bloße Zufriedenheit mit dem unterstützenden Netzwerk einen Einfluss auf das *caregiving* zu haben (George & Solomon, 2008) und sowohl die *wahrgenommene* als auch die *tatsächliche* Unterstützung die elterlichen Fähigkeiten zu beeinflussen (vgl. Otto, 2008). Die reine Anwesenheit anderer *caretaker* kann also dazu führen, dass Mütter mehr in ihre Kinder investieren (Hrdy, 2005; Olds et al., 2002; zitiert nach Meehan, 2009).

Allerdings konnte auch in einigen Studien kein Zusammenhang zwischen der sozialen Unterstützung und der mütterlichen Interaktion gefunden werden (vgl. Belsky & Fearon, 2008). In der Studie von Bove, Valeggia und Ellison (2002) hatte die Unterstützung durch weibliche Helferinnen beispielsweise keine Auswirkung auf das Ausmaß der Zeit, das Mütter für das *caretaking* aufwendeten.

Überdies hinaus gibt es auch entgegengesetzte Ergebnisse, so kann die Verfügbarkeit von *allomaternal care* etwa dazu führen, dass die Mutter ihre Zeit eher in andere Tätigkeiten investiert und beispielsweise mehr Zeit abseits ihrer Kinder verbringt, da sie die Pflege anderen überlässt (Ivey, 2000). Dies macht Sinn, da die anfallende Arbeitslast ja ursprünglich einen der Hauptgründe darstellt, warum das *multiple caretaking* und die soziale Unterstützung überhaupt von Nöten ist (Otto, 2008). Mütter, die ihre Kinder in der Obhut anderer wissen, können beispielsweise ihrer Arbeit am Feld nachgehen, ohne sich sorgen zu müssen, wo sich ihr Kind gerade befindet (Gottlieb, 2004). Je ausgiebiger Mütter aber ihren Lebensunterhalt sichernden Aktivitäten nachgehen, desto weniger Zeit bleibt ihnen für die Pflege ihrer Kinder. Meehan (2009) konnte etwa bei ihrer Studie in Zentralafrika einen stark negativen Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Arbeitstätigkeit der Mutter und dem Ausmaß des mütterlichen *caregivings* feststellen. Somit könnte mit zunehmenden potentiellen Unterstützern und Alloeltern auch das Investment in das Kind *sinken*. Indem die Kosten der Kindererziehung mit anderen geteilt werden, sind die Mütter in der Lage viel Zeit mit Haus- und Feldarbeit oder Jäger- und Sammlertätigkeiten zu verbringen anstatt mit der Pflege ihrer Kinder (Otto, 2008). Bei ihrer Studie bei den Maya in Mittelamerika kam Kramer (2009) zu dem Ergebnis, dass die Anwesenheit von Helferinnen die Wahrscheinlichkeit verringert, dass eine Mutter ihre Zeit der *childcare* widmet. So war es weniger wahrscheinlich, dass eine Mutter Kinderbetreuungstätigkeiten übernahm, wenn ihre eigene Mutter im selben Dorf wohnte oder sie ältere Töchter hatte, die bei der Kindererziehung halfen. Auch angeheiratete weibliche Verwandte, die im selben Dorf wohnten, halbierten die Wahrscheinlichkeit, dass sie ihre Zeit für *childcare* aufwendete. In der Dominikanischen Republik konnte ebenfalls ein negativer Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Unterstützung durch weibliche Familienmitglieder und den mütterlichen Investments festgestellt werden (Quinlan et

al., 2003). So stillten Mütter, die mehr *Alloeltern* zur Verfügung hatten, um durchschnittlich zehn Wochen weniger, womit diese Ergebnisse einer Studie bei den Zulu in Südafrika widerspricht, bei der ein entgegengesetzter Trend festgestellt wurde (Albino, 1956; zitiert nach Munroe & Munroe, 1971) sowie der Studie von Bove und KollegInnen (2002) in Argentinien, bei der die Unterstützung durch weibliche Helferinnen keinen Einfluss auf die Dauer des Stillens hatte. Bereczkei (1998), der den Zusammenhang zwischen sozialer Unterstützung und der Anzahl an Kindern bei ungarischen Roma untersuchte, stellte fest, dass das Ausmaß an familiärer Unterstützung eben einerseits den Aufwand der Kindererziehung reduziert, aber gleichzeitig auch das Investment in die eigenen Kinder schmälert, da sich ja auch von der Mutter selbst vermehrt um die Kinder anderer gekümmert wird. Auch Munroe und Munroe (1971) beobachteten, dass eine größere Anzahl an im selben Haushalt lebender Personen in Kenia das Ausmaß der mütterlichen Pflegetätigkeiten schmälerte. „Multiple child care was not just an add-on to exclusive mothering but a substitute for it“ (Seymour, 2004, S. 543). So reagierten mit zunehmender Haushaltgröße zwar insgesamt mehr Personen auf das Weinen des Kindes und auch die Zeit, in der es gehalten wurde, stand in einem positiven Zusammenhang mit der Anzahl der verfügbaren Personen, betrachtete man aber die Zeit, in der sich speziell die *Mutter* um das Kind kümmerte, war es offensichtlich, dass sich diese in größeren Haushalten seltener in der Nähe ihres Kindes befand und die Kinderbetreuung eher von den älteren Geschwistern übernommen wurde. Speziell die Studien über die Auswirkungen von *allocare* durch ältere Geschwister deuten auf große Widersprüche hin. Einerseits ist bekannt, dass zusätzliche Kinder prinzipiell zu einer Abnahme der mütterlichen Investments führen (Eckart, 2000; Gibson & Lawson, 2011; Simpson & Belsky, 2008), was durch die bereits erläuterte *Resource Dilution Explanation* (Downey, 2001) erklärt werden kann. Elterliche Investments werden *verdünnt*, um sie auf mehrere Kinder aufteilen zu können. So stand beispielsweise in einer in diversen Entwicklungsländern durchgeführten Studie (Bornstein & Putnick, 2012) eine größere Anzahl an Kleinkindern im Zusammenhang mit niedrigerem *caregiving*. Auch Hagen, Hames, Craig, Lauer und Price (2001) stellten fest, dass sich die Anzahl der Geschwisterkinder bei den venezolanischen Yanomamö auf den Ernährungsstatus der untersuchten Jungen auswirkte. Je mehr Geschwister sie hatten, desto eher zeigten sie Anzeichen für eine unzureichende Ernährung. Jedoch gibt es auch Hinweise darauf, dass zusätzliche Geschwister zwar zu einer Abnahme von *surplus investments* führen, also jenen Investments, die nicht unbedingt überlebensnotwendig sind, *base investments* hingegen konstant bleiben, sofern der Kontext dies ermöglicht (Downey, 2001; Gibson & Lawson, 2011). „Although few parents question whether their children need base resources, most parents struggle to decide the optimal allocation of surplus resources, in part because they are costly but also because they are optional“ (Downey, 2001, S. 499). „... all parents ... are equally committed to investing in relatively low cost (base) investments necessary for acceptable chances of survival and healthy development. In contrast, the investment of surplus resources may be more sensitive to environmental shifts“ (Gibson & Lawson, 2011, S. 102). Somit führen Geschwister zu einer Abnahme von zumindest manchen mütterlichen Investments, da sie selber ebenfalls Investments

benötigen (Downey, 2001). Auch andere Gründe können für eine Verringerung der Investments in Folge einer großen Kinderzahl ausschlaggebend sein, so üben ältere Geschwister insbesondere in kollektivistischen, interdependenten Gesellschaften selbst viel *allocate* ihren jüngeren Geschwistern gegenüber aus (Meehan, 2009; Nag et al., 1978; Otto, 2008), was sich ebenfalls, wie weiter oben erläutert, negativ auf die mütterlichen Investments in diese auswirken kann. Andererseits übernehmen in traditionellen Gesellschaften ältere Kinder bereits sehr früh auch anderweitige Haushaltspflichten und unterstützen somit ihre Mutter bei der Arbeitslast (Cain, 1977; Kramer, 2005; Munroe, Munroe, & Shimmin, 1984; Nag et al., 1978), wobei vor allem die Töchter die Tätigkeiten der Mutter übernehmen (Cain, 1977; Nag et al., 1978). Diese Form von sozialer Unterstützung könnte, wie weiter oben dargelegt, wiederum dazu führen, dass die Mutter mehr Zeit für die Pflege ihrer jüngeren Kinder hat.

Zusammengefasst lässt sich also feststellen, dass soziale Unterstützung vor allem in Form von emotionaler, informeller oder materieller Unterstützung oder als Buffer gegen Stress sowie als Unterstützung der Mutter bei etwaiger Arbeitslast ihr Investment in das Kind erhöhen kann (Bornstein et al., 2009; George & Solomon, 2008; Kermorian & Leiderman, 1986; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz), während sie in Form von tatsächlicher *allocate* eher zu einer Abnahme der mütterlichen Investments führt, wobei es auch diesbezüglich kontroverse Ergebnisse gibt (Bove et al., 2002; Hrdy, 2005; Ivey, 2000; Kramer, 2005, 2009; Meehan, 2009; Munroe & Munroe, 1971; Quinlan et al., 2003). Zusätzliche Kinder können des Weiteren ebenfalls zu einer Abnahme des mütterlichen Investments führen (Bornstein & Putnick, 2012; Downey, 2001; Eckart, 2000; Gibson & Lawson, 2011; Hagen et al., 2001; Simpson & Belsky, 2008), da sie selber Investments benötigen und überdies hinaus als *alloparents* fungieren (Meehan, 2009; Otto, 2008). Andererseits unterstützen sie ihre Mutter auch bei ihren Haushalts- und Arbeitstätigkeiten (Cain, 1977; Kramer, 2005; Munroe et al., 1984; Nag et al., 1978), was wiederum eine Steigerung des Investments zur Folge haben könnte.

Auch gibt es Uneinigkeiten darüber, ob sämtliche Investmentformen gleichermaßen beeinflusst werden oder ob es einen Unterschied zwischen den überlebensnotwendigen *base investments* und den eher obligatorischen *surplus investments* gibt (Downey, 2001; Gibson & Lawson, 2011).

2.2 Mutter-Kind-Bindung

2.2.1 Die klassische Bindungstheorie

2.2.1.1 Definition und Geschichte

Im Fokus dieses Abschnitts steht die Mutter-Kind-Bindung als emotionales Band zwischen einem Kind und seiner Mutter und besondere Form der Sozialbeziehung, die dazu führt, dass Nähe zur Bindungsperson gesucht wird und sich durch Sicherheit und Vertrauen ausdrückt (Ahnert & Spangler, 2014; Cassidy, 2008; Spangler, 2013). Begründet wurde die Bindungstheorie Ende der 1960er Jahre von John Bowlby, der die Mutter-Kind-Bindung erstmalig als primäres Bedürfnis eines Kindes definierte, dessen Ziel die Aufrechterhaltung von Nähe zur Bezugsperson ist, wodurch wiederum Schutz gewährleistet wird (Ahnert & Spangler, 2014; Cassidy, 2008; Otto, 2008). Da das Bindungsmotiv und die daraus resultierenden Verhaltensweisen des Kindes seiner Meinung nach einen Prozess der natürlichen Selektion darstellen (Ahnert & Spangler, 2014; Weinfield et al., 2008), welcher aufgrund seiner Überlebenssicherung genetisch in die menschliche Spezies eingepflanzt ist, da alleingelassene Kinder in der Epoche der evolutionären Entstehung, die er als *environment of evolutionary adaptedness* bezeichnete (EEA; Bowlby, 1969; zitiert nach Eckart, 2000), sehr angreifbar gewesen wären, verknüpfte Bowlby seine Ideen mit der Evolutionstheorie von Darwin, was dazu führte, dass die Bindungstheorie seit jeher eine tiefe Verwurzelung mit den fundamentalen Prinzipien der Evolution aufweist (Eckart, 2000; Simpson & Belsky, 2008). Mary Ainsworth erweiterte die Bindungstheorie um das Bindungs-Explorations-Konzept, bei dem sich das Bedürfnis nach Bindung und Exploration gegenüberstehen. Ist das Kind ängstlich, wird das Bindungssystem aktiviert, fühlt es sich sicher, kann es ungezwungen explorieren. Die primäre Bezugsperson stellt folglich sowohl den sicheren Hafen (*safe haven*) dar, zu dem das Kind bei Bedrohung flüchten kann, als auch die sichere Basis (*secure base*), von der aus das Kind explorieren kann (Otto, 2008). Die bindungsbezogenen Verhaltensweisen entwickeln sich im Verlauf des ersten Lebensjahres und lassen erkennen, dass das Kind zunehmend zwischen seiner primären Bezugsperson und anderen Personen unterscheidet (Ainsworth, 1967). Sie zeigen sich unter anderem im Anklammern an die Bindungsperson oder im Annähern und Nachfolgen (Ahnert & Spangler, 2014).

2.2.1.2 Die verschiedenen Bindungsqualitäten und ihre Erfassung

Spricht man von Bindung, gilt es zwischen ihrem Vorhandensein an sich und ihrer Qualität zu differenzieren. Da Bowlby davon ausging, dass die Neigung zur Bindungsentwicklung durch die Evolution in das menschliche Repertoire eingebaut ist, nahm er an, dass ein Kind stets eine Bindung entwickeln wird, solange jemand da ist, mit dem es interagieren kann und nur in Ausnahmefällen überhaupt keine Bindung aufbauen würde, etwa wenn es keinen stabilen *caregiver* gibt (Weinfield et al., 2008). Im Zuge dieser Überlegungen führten er und Ainsworth an, dass sogar Kinder zu Eltern, die sie misshandeln, eine Bindung entwickeln. Die Bindung wird unter diesen Umständen jedoch keine

sichere sein (Spangler, 2013; Weinfield et al., 2008).

Die Entwicklung einer *sicheren* oder *unsicheren* Bindung wird also durch entsprechendes Elternverhalten bedingt. Während sicher gebundene Kinder im Falle einer Bedrohung ihr Bindungsverhalten an ihre Bezugsperson richten, sich von dieser trösten und beruhigen lassen und zuversichtlich sind, dass die Bindungsperson verfügbar ist, können sich unsicher gebundene Kinder, die keine konsistente Verfügbarkeit ihrer Bezugsperson erlebt haben, nicht auf diese verlassen (Weinfield et al., 2008). Eine *sichere* Bindung stellt somit eine Beziehung dar, die die Gefühlswelt des Kindes stabilisiert, was dazu führt, dass es seine Umwelt angstfrei erkunden kann, während im Gegensatz dazu die *unsichere* Bindungsbeziehung dies nicht gewährleistet (Ahnert & Spangler, 2014).

Ainsworth formulierte 1967 aufgrund ihrer Beobachtungen in Uganda insgesamt drei Bindungskategorien, nach ihrer Rückkehr entwickelte sie in Baltimore mit der *Fremden Situation* (FST) ein Laborverfahren, mit dem die Unterschiede in der Bindungsqualität gemessen werden sollten und welches sich zur Standard-Methode der Bindungsforschung etablierte (Ahnert & Spangler, 2014; Weinfield et al., 2008). Nachdem die FST Jahrzehnte lang die bewährte Methode zur Messung der Bindungssicherheit darstellte (van IJzendoorn, Vereijken, Bakermans-Kranenburg, & Riksen-Walraven, 2004), entwickelten Waters und Deane mit dem *Attachment Q-Sort* (AQS; Waters & Deane, 1985; Waters, 1995) ein neues Verfahren zur Bindungssicherheitsmessung, welches mittlerweile ebenfalls zu den *gold standards* der Bindungsforschung zählt und der FST ebenbürtig ist (van IJzendoorn et al., 2004). Anders als die FST, bei der das beobachtete Kind eine Abfolge von Trennungen und Wiedervereinigungen mit seiner Mutter erlebt (Keller, 2011) und die somit ihren Fokus auf die Dynamiken des Bindungsverhaltenssystems in stressreichen Situationen legt, erfasst der AQS die Qualität des *secure base* Verhaltens im natürlichen Umfeld des Kindes, also während Beobachtungen in seinem Zuhause (Solomon & George, 2008), wobei *sichere* Bindung hier als eine angemessene Balance zwischen der Suche nach Nähe und dem Explorationsverhalten zu verstehen ist (Posada, Waters, Crowell, & Lay, 1995). Exploriert das Kind beispielsweise ungezwungen in der Anwesenheit seiner Bezugsperson, achtet es darauf, wo sich diese befindet und kehrt es zu ihr zurück, wenn es gestresst ist, kann man laut dem Autorenteam von sicherer Bindung sprechen (Waters & Deane, 1985). Ein weiterer Unterschied zur FST besteht darin, dass der AQS nur zwischen sicherer und unsicherer Bindung unterscheidet und die unsicheren Bindungsmuster nicht weiter differenziert (Solomon & George, 2008; Weinfield et al., 2008), während die FST zwischen *unsicher-vermeidenden* Kindern, welche ihrer Mutter gegenüber keine eindeutige Präferenz zeigen und *unsicher-ambivalenten* Kindern, welche widersprüchliches Kontaktsucheverhalten ausdrücken, unterscheidet.

2.2.1.3 Bindungsprävalenz und die Konsequenzen von Bindungserfahrungen

In ihrer bekannten Baltimore Studie, in der Ainsworth (1978, zitiert nach Otto, 2008) die Bindung von 106 Kindern mittels Fremder Situation klassifizierte, wurden 66% der Kinder als sicher gebunden eingestuft, was dazu führte, dass diese Verteilung als *American Standard Distribution* künftig den

Maßstab für weitere Studien darstellte (Otto, 2008). Zehn Jahre später identifizierten van IJzendoorn und Kroonenberg (1988) in ihrer Meta-Analyse, für die sie fast 2000 Ergebnisse von FST Studien aus acht verschiedenen Ländern zusammenfassten, die sichere Bindung als das am meisten verbreitete Muster, welches 66% der westeuropäischen beziehungsweise 65% der US-amerikanischen Kinder aufwiesen. Auch zahlreiche andere Bindungsstudien konnten ähnliche Ergebnisse aufweisen (z.B. Howes et al., 1990; Posada et al., 1995, 2002; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Zumindest in westlichen Ländern deutet somit vieles darauf hin, dass durchschnittlich etwa zwei Drittel aller Kinder in nichtklinischen Stichproben eine sichere Bindung zu ihren Müttern aufweisen.

Neben der überlebenssichernden Funktion haben frühe Bindungserfahrungen auch Auswirkungen auf das spätere Leben. So geht man davon aus, dass Kinder durch ihre Erlebnisse mit der Bezugsperson ein sogenanntes *Internal Working Model* (Ahnert & Spangler, 2014) entwickeln, welches eine intrapsychische Repräsentation seiner Bindungserfahrungen darstellt, sein späteres Verhalten in bindungsrelevanten Situationen steuert und somit weitreichenden Einfluss auf seine weitere sozial-emotionale Entwicklung hat (Thompson 2008; zitiert nach Ahnert & Spangler, 2014). Auch auf die emotionale Regulationsfähigkeit, also die Verarbeitung von Stressoren, können sich frühe Bindungserfahrungen auswirken (Ahnert & Spangler, 2014; Otto, 2008; Weinfield et al., 2008). Selbst in der Psychopathologie können manche Probleme durch die Bindungserfahrungen erklärt werden (vgl. Weinfield et al., 2008).

2.2.2 Kultureller Diskurs der Bindungstheorie

Obwohl Ainsworth ihre ersten Ideen hinsichtlich der Mutter-Kind-Bindung während ihrer Beobachtungen in Uganda entwickelte und ihr somit ein ostafrikanisches Land zu jener Inspiration verhalf, die sie zu ihren Überlegungen bezüglich der Entwicklung der unterschiedlichen Bindungsqualitäten beflügelte (Posada et al., 2013), beschränkte sich der Großteil der weiteren Forschungstätigkeiten der Bindungstheorie auf die Erforschung westlicher Mittelklassegesellschaften (Gottlieb, 2004; Keller, 2013; Leyendecker et al., 1997), eine Tatsache, die viele ForscherInnen mittlerweile bemängeln (z.B. Keller, 2011, 2013; Otto, 2008; Rothbaum, Weisz, Pott, Miyake, & Morelli, 2000). Die Debatte um die Universalität und Generalisierbarkeit der Erkenntnisse der Bindungsforschung scheint bis heute ungelöst. Aus diesem Grund soll nach einer kurzen Zusammenfassung der wichtigsten Eckpunkte der konventionellen und somit eher westlich ausgerichteten Bindungstheorie auf die Kulturdebatte eingegangen werden, in der die Universalität der Bindungsphänomene in Frage gestellt wird.

Fasst man die bereits erläuterten wesentlichen Aspekte der klassischen Bindungstheorie zusammen, sind folgende Punkte zentral: Das Bindungsmotiv gilt als lebensnotwendiges Bedürfnis (Keller, 2011), da es Schutz gewährleistet, weshalb davon ausgegangen wird, dass es biologische Wurzeln hat (Ahnert & Spangler, 2014) und durch die natürliche Selektion in den Menschen eingebaut wurde

(Simpson & Belsky, 2008; Weinfield et al., 2008). Demnach kommt jedes Kind mit dem Bedürfnis nach Bindung auf die Welt und wird eine solche zu einem Menschen entwickeln, sofern es die Chance dazu hat. Bindungsverhalten äußert sich durch aktives Nähesuchen des Kindes, also beispielsweise im Anklammern, Annähern oder Nachfolgen der Mutter (Ahnert & Spangler, 2014).

Zudem gibt es das komplementäre Bedürfnis nach Exploration, bei dem das Kind seine Bezugsperson als sichere Basis nützt, was als *secure base* Verhalten bezeichnet wird, also der Balance zwischen der Suche nach Nähe und dem ungezwungenen Explorieren (Otto, 2008). Sicher gebundene Kinder haben ihre Bezugsperson als verlässlich und responsiv erlebt, weshalb sie unbefangen und zuversichtlich mit ihrer Umwelt interagieren und in ihr explorieren können (Weinfield et al., 2008). *Unsicher* gebundene Kinder hingegen haben keine konsistente Verfügbarkeit von ihrer Bezugsperson erfahren, weshalb sie oft kein angemessenes Bindungsverhalten an diese äußern und auch nicht so sorglos ihre Umwelt erkunden können. Somit wird unsichere Bindung als nicht optimal angesehen, da sie Exploration komprimiert (Weinfield et al., 2008). Für das Optimum von sicherer Bindung spricht auch die hohe Prävalenz, die zumindest in den westlichen Ländern gefunden wurde. So überwiegt weitgehend das sichere Bindungsmuster und es wird davon ausgegangen, dass rund zwei Drittel der Kinder dieses aufweisen (z.B. van IJzendoorn & Kroonenberg, 1988; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Bindungserfahrungen haben Auswirkungen auf das spätere Leben, so hat die sichere Bindung laut gängigen Theorien positive Konsequenzen für die spätere Entwicklung und schlägt sich in zukünftigen Beziehungen, besserer emotionaler Regulationsfähigkeit und sogar Unterschieden hinsichtlich psychopathologischer Probleme nieder (Ahnert & Spangler, 2014; Otto, 2008; Weinfield et al., 2008).

2.2.2.1 Kritik an der Universalitätshypothese

Viele ForscherInnen (z.B. Keller, 2011, 2013; Otto, 2008; Rothbaum et al., 2000) bezweifeln allerdings die Übertragbarkeit dieser Theorien auf sämtliche Kulturkreise. Das Bindungskonzept sei zu sehr an westlichen Sozialisationszielen orientiert, auch wurden die meisten empirischen Untersuchungen im euroamerikanischen Kulturkreis durchgeführt (Keller, 2011). So schlussfolgerte beispielsweise Robert LeVine (2002, zitiert nach Keller, 2011; LeVine & Norman, 2001; zitiert nach Keller, 2011) nach seinen Forschungen bei einem Bantu-Volk in Kenia, dass „die Bindungskonzeption in der angloamerikanischen Ideologie des 20. Jahrhunderts begründet sei und nicht in der biologischen Ausstattung des Menschen.“ (Keller, 2011, S.106)

Keller führt an, dass das im Westen vorherrschende kulturelle Modell und die dortigen familiären Umfelder, die sehr kindzentriert sind, nur eine beschränkte Gültigkeit haben (Keller, 2011). So mutmaßt sie, dass Kinder, die in kollektivistischen Gesellschaften aufwachsen (siehe Punkt 2.1.3), keine individualisierten psychologischen Bindungen entwickeln, sondern kommunale, hierarchisch organisierte Beziehungsmuster (Keller 2007; zitiert nach Keller, 2013), also ein eher generalisiertes Konzept von Vertrauen, das weniger auf eine bestimmte Person ausgerichtet ist (Keller, 2013). Auch Otto (2008) meint, dass in unterschiedlichen Kulturen Bindung anders definiert werden sollte, so

bezeichnet sie Bindung in Kamerun nicht als Suchen nach Nähe, sondern als Emotionsregulation des Kindes durch die Mutter und setzt eine gute Regulation mit sicherer Bindung gleich.

Posada und Jacobs (2001) führen jedoch an, dass es bei der Universalitätsdiskussion nicht darum geht, ob Kinder in allen Kulturen Bindungsverhaltensweisen zeigen, sondern ob sie prinzipiell die *Fähigkeit* haben, eine sichere Bindungsbeziehung mit ihrer Bezugsperson herzustellen, unabhängig davon, ob dieses Potential auch tatsächlich realisiert wird. Van IJzendoorn und Sagi-Schwartz veröffentlichten 2008 eine Übersicht über diverse Erkenntnisse der interkulturellen Bindungsforschung, die darauf hindeutet, dass diese Fähigkeit tatsächlich bei den meisten Kindern rund um den Globus vorhanden ist. So verweisen sie beispielsweise auf die Untersuchungen von Morelli und Tronick (1991, zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008) bei den bereits erwähnten Efe, deren Lebensumfeld eine große Ähnlichkeit zum *Environment of Evolutionary Adaptedness* (EEA) aufweist. Als Beleg für die Universalität von Bindung führen sie an, dass die Efe Kinder, obwohl sie tagsüber so wenig Zeit mit ihren Müttern verbringen, in der zweiten Hälfte ihres Lebensjahres eine Präferenz für diese zeigen. So wollen sie lieber von ihr gepflegt werden oder protestieren, wenn diese sie verlässt. Die Entstehung dieser speziellen Mutter-Kind-Beziehung trotz des *multiple caregiving* Kontextes erklärt sich das Autorenteam mitunter damit, dass das Kind die Nächte ausschließlich bei seiner Mutter verbringt und in diesen exklusive Interaktion mit ihr erlebt. Aufgrund ihrer Übersicht ziehen van IJzendoorn und Sagi-Schwartz (2008) den Schluss, dass in allen interkulturellen Studien ähnliche Muster von Bindungsverhalten beobachtet wurden und es keinerlei Hinweise auf Kinder gibt, die in stressreichen Umständen gar kein Bindungsverhalten zeigen. Obwohl in vielen Kulturen ein ganzes Netzwerk von potentiellen Bindungspersonen existiert, entwickelt ein Kind Präferenzen für die Person, die sich um es kümmert und drückt ihr gegenüber Bindungsverhalten aus (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Doch nicht nur das Bindungsphänomen an sich, sondern auch die unterschiedlichen Bindungsqualitäten sind laut den Autoren in diversen nicht-westlichen Kulturen beobachtbar. So konnten sowohl in Afrika, China, Indonesien, Japan als auch in israelischen Kibbuzim sicher gebundene von unsicher gebundenen Kindern unterschieden werden, beziehungsweise die von Ainsworth identifizierten Bindungsmuster festgestellt werden (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Auch das durch den AQS festgestellte *secure base* Phänomen wurde in diversen Ländern außerhalb des westlichen Kulturkreises beobachtet, so führten Posada und KollegInnen (1995, 2013) in China, Deutschland, Frankreich, Kanada, Kolumbien, Israel, Italien, Japan, Norwegen, Peru, Portugal, Taiwan und den USA zwei groß angelegte Studien durch, die feststellten, dass in allen Kulturen der Großteil der Kinder *secure base* Verhalten zeigte. *Secure base* Verhalten ist den AutorInnen zufolge somit kein Phänomen der Mittelklassegesellschaft der USA, sondern tritt in den verschiedensten soziokulturellen Kontexten auf. Kinder von allen Kulturen nützten ihre Mutter einerseits als Basis, von der aus sie ihre Umgebung erkundeten und andererseits als *haven of safety*.

Doch auch wenn vieles auf die Universalität von Bindung generell und dem *secure base* Phänomen im Speziellen deutet, ist die Diskussion noch nicht beendet. So kritisiert etwa Keller (2013) die oben erwähnte Studie von Posada und KollegInnen (1995), indem sie anmerkt, dass aufgrund der homogenen soziodemographischen Profile der Mütter die Stichprobe lediglich das Mittelklassemilieu der jeweiligen Kultur repräsentiere und bleibt bei ihrer Ansicht, dass es kulturspezifische Konzepte des Konstruktes Bindung geben sollte.

Spricht man über Kulturunterschiede, sollte man jedoch berücksichtigen, dass psychologische Konstrukte zwar universell sein, ihr qualitativer Ausdruck und ihr quantitatives Ausmaß jedoch gleichzeitig kulturabhängig variieren können (Bornstein, 2012). So gilt es zwischen der *Funktion*, die hinter einem bestimmten Verhalten liegt und der Art, wie diese Verhaltensweise ausgedrückt wird, also ihrer *Form*, zu unterscheiden (Bornstein, 2012). Selbst wenn sich spezifische Verhaltensaüßerungen unterscheiden, kann die Funktion, die ihnen zugrunde liegt, dieselbe sein (Holden & Miller, 1999). Holden und Miller (1999) sprechen hierbei von einer *funktionalen Äquivalenz*. Für den Kulturdiskurs heißt das, dass das *secure base* Verhalten zwar universell sein mag, dies aber nicht bedeutet, dass die Strukturierung beziehungsweise die Expression des *secure base* Verhaltens über Kulturen hinweg dieselbe ist (Posada et al., 1995). Bereits Ainsworth (1967) hielt in ihren Notizen fest, dass Säuglinge in Uganda eher dazu neigen zu weinen, wenn ihre Mütter den Raum verlassen, während amerikanische Säuglinge hingegen eher ihre Mütter anlächeln, wenn diese den Raum betreten, beide Verhaltensweisen jedoch gleichermaßen Ausdruck davon sind, dass sie anfangen, ihre Mütter von anderen zu unterscheiden. “Differential crying was certainly more conspicuous in this Ganda sample than in an American sample ... The American babies, on the other hand, seemed to manifest their first discriminations more clearly through differential smiling” (Ainsworth, 1967, S. 366). Ein Phänomen kann also universell sein und dennoch kulturspezifisch ausgedrückt werden (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Als weniger abstraktes Beispiel lässt sich dies anhand einer Studie bei den Gusii in Kenia illustrieren, bei der das Autorenteam feststellte, dass die Kinder ihre Mütter lediglich mit einem Handschlag begrüßten (Kermorian & Leiderman, 1986). Da dies dort eine konventionelle Begrüßungsform darstellt, kann der Handschlag als äquivalente Verhaltensweise zu einer Umarmung von amerikanischen Kindern angesehen werden (Kermorian & Leiderman, 1986). Nichtsdestotrotz ist beides Ausdruck des *secure base* Phänomens (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). In Malawi konnten ebenso Unterschiede bezüglich der Manifestation von Bindung festgestellt werden, so zeigten malawische Kinder höhere Werte in der AQS-Komponente *Freude am Körperkontakt* als österreichische Kinder, die wiederum höhere Werte im Bereich *Freude an Kommunikation* aufwiesen (Katherl, 2013). Während also malawische Kinder ihre Bindungsbeziehung zur Mutter vermehrt durch die aktive Suche nach körperlicher Nähe oder gegenseitige Berührungen ausdrückten, tat dies eine hinsichtlich des Bindungswertes parallelisierte Stichprobe österreichischer Kinder eher durch affektives Teilen mit der Mutter oder gegenseitigem Nachahmen. Doch trotz unterschiedlicher Manifestation ist das zugrunde liegende Phänomen dasselbe.

Geringere *smooth interaction* in der malawischen Kultur scheint durch vermehrten Körperkontakt ausgeglichen zu werden und umgekehrt. Das Repertoire an Bindungsverhaltensweisen kann folglich über verschiedene Kulturen hinweg ähnlich sein, die Auswahl dieser sich jedoch gleichzeitig als kulturspezifisch erweisen (Sagi, 1990; zitiert nach Otto, 2008). Demnach kann man die Bedeutung bestimmter Verhaltensmuster nur erkennen, wenn man ihren soziokulturellen Kontext berücksichtigt (Otto, 2008).

2.2.2.2 Kritik an der Normativitätshypothese

Auch die Tatsache, dass *sichere* Bindung als optimale Bindungsstrategie angesehen wird, indem sicher gebundenen Kindern ein positiverer Entwicklungsverlauf vorausgesagt wird, stößt auf Kritik. So führen beispielsweise Simpson und Belsky (2008) an, dass sich je nach spezifischer Umwelt unterschiedliche Strategien entwickeln, die für den jeweiligen Kontext als *optimal* angesehen werden können und es keine einheitliche, perfekte Strategie geben kann. Auch Otto (2008) plädiert darauf, dass Bindungssicherheit ein westliches Ideal darstellt. Diese sei aber nicht unbedingt besser als unsichere Bindung (Keller, 2013), weswegen es die Wahrnehmung unterschiedlicher Bindungsstrategien als Abweichungen *einer* gesunden Strategie zu überdenken gelte (Belsky, 1999; zitiert nach Keller, 2013). Die Annahme, dass *sichere* Bindung ein Optimum darstellt, könnte nämlich dazu führen, dass mütterliche Verhaltensweisen, die vom westlichen Ideal abweichen, das Kind in den Fokus der Aufmerksamkeit zu stellen (Keller, 2013) und rasch auf seine Signale zu antworten, als fehlgeleitet und falsch angesehen werden, anstatt einfach nur als *anders* (Rothbaum et al., 2000). Die mütterlichen Verhaltensweisen, die laut konventioneller Bindungstheorie zu sicherer Bindung führen, können allerdings nur in einem Umfeld umgesetzt werden, in dem genügend Ressourcen vorhanden sind, um es sich überhaupt leisten zu können, ein Kind in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen und exklusiv zu versorgen. Ein Luxus, der, wie in Punkt 2.1.3 erläutert, bei weitem nicht auf alle Menschen zutrifft (Keller, 2013). Auch erachten Mütter in vielen Kulturen eine exklusive Bindung zwischen ihnen und ihrem Kind gar nicht als wünschenswert, da aufgrund der hohen Arbeitslast der Mutter ein Kind von möglichst vielen Personen betreut und erzogen werden soll, statt sich auf eine einzelne Bezugsperson zu konzentrieren (Gottlieb, 2004; Otto, 2008).

Einige Forscher merken zudem an, dass eine Mehrheit von Kindern in nicht-westlichen Kulturen als *unsicher* klassifiziert werden würden, indem sie Verhaltensweisen an den Tag legen, die in ihrer Kultur geschätzt werden, jedoch für den angloamerikanischen Raum unüblich sind. So gilt beispielsweise in Kamerun das Zeigen von Emotionen als sozial unerwünscht, was dazu führt, dass sich die Mehrheit der Kinder bei stressvollen Situationen dementsprechend *nicht* an ihre Mütter wendet (Otto, 2008). Dieses Verhalten würde laut der konventionellen Bindungstheorie als *unsicher* bezeichnet werden (Otto, 2008).

Während sichere Bindung in der konventionellen Bindungstheorie als Prädiktor für positive Entwicklungsergebnisse angesehen wird (Otto, 2008), stellten Kermorian und Leiderman (1986) in ihrer

Studie in Kenia fest, dass sich die dortige Bindungssicherheit nicht unbedingt in der kindlichen Funktionsfähigkeit widerspiegelte, so wirkte sich diese zwar auf den physischen Gesundheitsstatus des Kindes aus, nicht aber auf seine kognitive Entwicklung.

Was also in der einen Kultur als normativ angesehen wird, kann in einer anderen Kultur als pathologisch interpretiert werden (Keller, 2013). In Anbetracht dessen nimmt diese Arbeit davon Abstand, Bindungssicherheit zu idealisieren und erhebt lediglich den Anspruch darauf, sichere und unsichere Bindungsmuster zu identifizieren und zu unterscheiden. Die Bezeichnung *unsicher* soll demzufolge nicht als wertend verstanden werden.

Während einige AutorInnen ihre Kritik am Normativitätstheorem mit von der *American Standard Distribution* abweichenden Ergebnissen unterstreichen, wie beispielsweise der hohen Rate an *unsicher-vermeidenden* Kindern in Deutschland, die als dominierendes Bindungsmuster identifiziert wurde (Grossmann et al., 1981, 1985, 1990, 1991; zitiert nach Otto, 2008) oder der hohen Rate an *unsicher-ambivalenten* Kindern in Japan oder Israel (vgl. van IJzendoorn & Kroonenberg, 1988), zeigte sich bei der bereits erwähnten Meta-Analyse von van IJzendoorn und Kroonenberg (1988) ein anderes Bild. Diese verglichen 32 Studien aus acht Ländern (Deutschland, Großbritannien, Niederlande, Schweden, Israel, Japan, China, USA) und errechneten eine *global distribution*, welche ergab, dass in allen außer einem Sample das sichere Bindungsmuster am weitesten verbreitet war. Zudem schienen intrakulturelle Unterschiede, also Ungleichheiten der Verteilungen innerhalb eines Landes, größer zu sein als interkulturelle Variationen, was sie sich vorwiegend durch die Heterogenität der Stichproben bezüglich sozioökonomischem Status und anderen Faktoren erklärten.

In einer Studie in Uganda konnte zudem gezeigt werden, dass trotz der Präsenz von vielen anderen Betreuungspersonen die Kinder eine sichere Bindung zu ihrer Mutter entwickelten (vgl. van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Auch in Mali, Südafrika (vgl. van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008) und in Kenia (Kermorian & Leiderman, 1986) waren zwischen 61% und 72% der Kinder als sicher gebunden klassifiziert worden und das trotz *multiple caregiving* und teilweise ärmlichen Lebensumständen (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Ähnliche Trends zeigten sich in China, Israel oder Indonesien, wo die Rate der sicher gebundenen Kinder zwischen 56% und 70% lag und höher war als jene der anderen Bindungsmuster (vgl. van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Auch in den kulturübergreifenden AQS-Studien von Posada und KollegInnen (1995, 2013) schien die Mehrheit aller Kinder der sieben beziehungsweise neun untersuchten Länder eine sichere Bindung zu ihren Müttern aufzuweisen, zudem stellten die AutorInnen in zwei weiteren Studien fest, dass sich kolumbianische Kinder hinsichtlich ihrer Bindungsrate nicht nennenswert von Kindern der westlichen Mittelklasseschicht unterscheiden würden (Posada et al., 2002, 2004). Nicht außer Acht zu lassen gilt es zudem, dass in Ainsworths ursprünglicher Studie in Uganda (1967) ebenfalls die meisten Kinder als sicher gebunden klassifiziert wurden, auch wenn dies noch ohne standardisierte Methode erfolgte. So mag die Verteilung der Bindungsmuster in unterschiedlichen Kulturen nicht exakt dem der *American*

Standard Distribution entsprechen und es in Einzelfällen zu Abweichungen davon kommen, jedoch scheint in einer Vielzahl der bereits untersuchten Länder und Kulturkreise das *sichere* Bindungsmuster zu überwiegen.

2.2.2.3 Kritik an den Messverfahren und das Dilemma der Kulturadaptierung

Während also die unterschiedlichen Verteilungen einiger interkultureller Bindungsstudien manche ForscherInnen an der Universalitätshypothese zweifeln lassen und durch kulturelle Unterschiede in der Bindungsentwicklung erklärt werden (van IJzendoorn, 1990), wird überdies kritisiert, dass fast alle durchgeführten Studien entweder die Fremde Situation oder den AQS als Instrument zur Erhebung der Bindungssicherheit verwenden würden, Messverfahren, die nicht nur von nordamerikanischen ForscherInnen entwickelt, sondern auch durchgeführt wurden (Minde, Minde, & Vogel, 2006; Otto, 2008; van IJzendoorn, 1990). Besonders an der FST wurde rege Kritik laut, so setzt ihre Anwendung voraus, dass die Trennungssituation für Kinder aller Kulturen ein gleiches Ausmaß an Stress auslöst (van IJzendoorn, 1990). Otto (2008) streicht bei ihrer Argumentation gegen die universelle Anwendbarkeit der FST die oft übergangene Tatsache hervor, dass Ainsworth dieses Verfahren ursprünglich speziell für den amerikanischen Kontext entwickelte, da sie feststellte, dass sie bei den dort lebenden Kindern anhand von Alltagsbeobachtungen keine so deutlichen Bindungsverhaltensweisen observieren konnte wie bei den ugandischen. Trennungsangst gestaltet sich jedoch nicht in allen Kulturen gleich und soll beispielsweise bei den Beng der Elfenbeinküste (Gottlieb, 2004) oder den kamerunischen Nso (Keller, 2013) nicht offen gezeigt werden. Dies scheint wiederum für ein Verfahren wie den AQS zu sprechen, der sich, wie bereits erläutert, eher auf das Wechselspiel zwischen dem Bindungs- und Explorationssystem in einem natürlichen Setting konzentriert als auf künstliche, stressreiche Situationen und somit insbesondere für interkulturelle Studien eine geeignete Alternative zur FST darstellt (Minde et al., 2006; van IJzendoorn et al., 2004).

Während einige AutorInnen etwaige Kulturunterschiede als Hinweis gegen die Universalität der Erkenntnisse der Bindungstheorie verstehen, sind laut van IJzendoorn (1990) die festgestellten Unterschiede jedoch gerade ein Informationsgewinn und können vermutete Zusammenhänge unterstreichen und fundieren. Anstatt nach Ähnlichkeiten und Unterschieden in verschiedenen Kulturen zu suchen, ein Unterfangen, das ob des enormen Ausmaßes an Kulturen in dieser Welt ohnehin nicht durch induktives Vorgehen realisierbar ist, sollte laut van IJzendoorn (1990) die kulturübergreifende Gültigkeit der Bindungstheorie eher durch das Testen von theoretischen Annahmen in den verschiedenen Kulturen verifiziert beziehungsweise falsifiziert werden.

So besteht beispielsweise eines der Kernelemente der Bindungstheorie aus der Annahme, dass das mütterliche Verhalten, insbesondere ihre Responsivität, die Bindungsqualität maßgeblich beeinflusst (siehe auch Punkt 2.2.3.1). Gelingt es nun in unterschiedlichen Kulturkreisen einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Konstrukten festzustellen, würde die kulturübergreifende Gültigkeit dieser Theorie bewiesen werden (van IJzendoorn, 1990).

Somit sprechen auch festgestellte Unterschiede in der Verteilung der Bindungsmuster nicht zwingend gegen die Universalität, sondern repräsentieren vielmehr Ungleichheiten im Erziehungsverhalten, die diese Verteilungsunterschiede bedingen (Posada et al., 2002). Abweichungen von der *American Standard Distribution* sind folglich nicht inkonsistent mit den Annahmen von Bowlby und Ainsworth. „In fact, if they reflect underlying differences in patterns of early care, they would be an important confirmation of their hypothesis” (Posada, Jacobs, Carbonell, Alzate, Bustamante, & Arenas, 1999, S. 1380). Die eigentliche Kernfrage ist, ob der Zusammenhang zwischen der Fürsorge der Mutter und der Bindungssicherheit über Kulturen hinweg konsistent ist, nicht ob die Verteilung von Bindungsklassifikationen variiert (Posada et al., 1999). Auch Howes und Wishard Guerra (2009) argumentieren, dass die Diskussion über die Relevanz des Bindungskonstruktes in nicht-westlichen Gesellschaften weniger nützlich ist als eine facettenreiche Beschreibung von Erziehungspraktiken, Bindungsbeziehungen und Zusammenhängen zwischen diesen beiden Konstrukten in unterschiedlichen kulturellen Gemeinschaften. Illustriert man diese Argumentation am Beispiel der Studie von Minde und Kolleginnen (2006), die die Bindungssicherheit bei 46 Kleinkindern in einer Township in Johannesburg, Südafrika, mittels AQS erhoben, würde das Resultat, dass die Mehrheit der Kinder eine unsichere Bindung aufwies, weder gegen die Anwendbarkeit des Messinstrumentes noch gegen die Universalitäts- oder Normativitätshypothese sprechen, sondern als Ausdruck dessen gesehen werden, dass die in teilweise prekären Verhältnissen lebenden untersuchten Mütter höhere Werte bezüglich Depression und Angststörungen aufwiesen als beispielsweise nordamerikanische Mütter. Somit würden die Resultate den Zusammenhang zwischen diesen psychischen Störungen und der Mutter-Kind-Bindung untermauern, da sie mit anderen Studien übereinstimmen, aus denen hervorgeht, dass Bindungsraten in Familien mit stressreichen Lebensumständen tendenziell unsicher sind (Posada et al., 2002).

2.2.2.4 Zusammenfassung der zentralen Punkte

Bei der Universalitätsdebatte geht es in erster Linie darum, ob jedes Kind grundsätzlich die Fähigkeit besitzt, eine Bindung zu seiner Bezugsperson herzustellen, auch wenn dies nicht unbedingt umgesetzt wird (Posada & Jacobs, 2001). Obwohl Kritik an der Passung der Bindungsdefinition für andere Kulturkreise laut wurde (vgl. Keller, 2013), deutet eine überwiegende Mehrheit empirischer Belege darauf hin, dass Kinder weltweit dazu neigen, eine Bindung mit einem oder mehreren *caregivern* einzugehen, unabhängig von deren Qualität (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Auch das *secure base* Verhalten als Wechselspiel zwischen Bindungs- und Explorierverhalten wurde in diversen Ländern observiert (vgl. Posada et al., 1995, 2013, van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Dies ist nicht gleichbedeutend damit, dass sich Bindung in verschiedenen Kulturkreisen nicht unterschiedlich manifestiert oder unterschiedliche Gewichtung auf verschiedene Aspekte des Bindungsverhaltens gelegt wird. So konnte beispielsweise gezeigt werden, dass malawische Kinder ihre Bindung eher durch Körperkontakt ausdrücken, während österreichische Kinder dies vermehrt durch herzliche

Kommunikation tun (Katherl, 2013), was allerdings lediglich heißt, dass die Ausdrucksweise variiert, nicht jedoch die zugrunde liegende Funktion (Bornstein et al., 2012).

Auch wenn Kinder prädisponiert sind Bindungsbeziehungen einzugehen, kann sich die Qualität dieser Beziehungen je nach Kondition unterscheiden (Simpson & Belsky, 2008; Weinfield, 2008), was bedeutet, dass nicht in allen Kulturen notwendigerweise das *sichere* Bindungsmuster überwiegt oder gar als normativ und sozial erwünscht angesehen wird (Belsky et al., 1991; Keller, 20007, 2013; Otto, 2008, Rothbaum et al., 2000; Simpson & Belsky, 2008; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Aus diesem Grund sollte Abstand davon genommen werden, die unterschiedlichen Bindungsmuster als wertend oder maladaptiv zu verstehen. Doch trotz der unterschiedlichen Erziehungsziele scheint das sichere Bindungsmuster in vielen Kulturen als überwiegendes Muster vorzuherrschen (Posada et al., 1995, 2002, 2004, 2013; van IJzendoorn & Kroonenberg, 1988; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008), auch wenn es in Einzelfällen zu Abweichungen der *American Standard Distribution* kommt. Kritik findet sich nicht nur an der Idealisierung des sicheren Bindungsmusters in der konventionellen Bindungstheorie, sondern auch an der länderübergreifenden Anwendbarkeit der klassischen Messinstrumente, primär an der der Fremden Situation, da diese dadurch beeinflusst werden könnte, wie oft Kinder im Alltag Trennungssituationen ausgesetzt sind (Minde et al., 2006; Otto, 2008; van IJzendoorn 1990). Während der AQS ob dieses Kritikpunktes eine gute Alternative darzustellen vermag (Minde et al., 2006; van IJzendoorn et al., 2004), scheint sich die generelle Debatte um Kulturadaptierung an gewissen Punkten zu spießen. So plädieren einige ForscherInnen darauf, dass es bei der kulturübergreifenden Forschung darum gehen sollte, die Hypothesen der Bindungstheorie auf ihre Universalität zu überprüfen, anstatt die Konzepte für jede Kultur eigens anzupassen und zu verändern. Festgestellte Unterschiede in der Verteilung der Bindungsmuster sprechen demnach auch nicht gegen die Universalität, sondern reflektieren lediglich Ungleichheiten im Erziehungsverhalten, deren Untersuchung der eigentliche Forschungsgegenstand sein sollte (Howes & Wishard Guerra, 2009; Posada et al., 2002; van IJzendoorn, 1990).

Als Abschluss der Kulturdebatte und insbesondere der Universalitätskontroverse soll ein Zitat von Chao (2001) ihre Kritik am Versuch, Bindung in verschiedenen Kulturen unterschiedlich zu konzeptualisieren, illustrieren. „*Diversity and difference* lose meaning if they have nothing running through all differences to render them mutually different. Diversity disappears without situational commonality against which to appear” (Chao, 2001, S. 823).

Dies bedeutet nicht, dass ForscherInnen nicht kultursensitiv vorgehen sollen. Vielmehr soll eine generelle Bindungstheorie kreiert werden, die empfänglich für kulturelle Differenzen ist und es somit ermöglicht, universelle Bindungsprozesse zu beschreiben und gleichzeitig spezifische kulturelle Manifestationen zu untersuchen. Jedoch kann der Fokus nicht ausschließlich auf Kulturunterschiede gelegt werden, da eine Theorie sowohl aus Generalität als auch Spezifität besteht und ersteres nicht aufgrund von zweiterem negiert werden kann. Um eine kultursensitive Bindungstheorie zu entwickeln, müssen die ForscherInnen vielmehr universelle und kulturspezifische Komponenten integrieren (Chao,

2001). In Anbetracht der empirischen Ergebnisse der vielen kulturübergreifenden Studien, die konsistent mit der Bindungstheorie sind, resümieren van IJzendoorn und Sagi-Schwartz (2008) trotz der noch vielen offenen Punkte und Unklarheiten hinsichtlich Universalität, Normativität und den Auslösern und Konsequenzen von Bindung die grundlegende Frage, ob die Bindungstheorie nur eine Erfindung der westlichen Mittelklasse ist, mit einer klaren Verneinung:

„Attachment theory may therefore claim cross-cultural validity“ (S. 901).

2.2.3 Einflüsse auf die Bindungsentwicklung

2.2.3.1 Zusammenhänge zu den mütterlichen Investments

Generell wird eine sehr breite Debatte darüber geführt, inwiefern elterliche Verhaltensweisen einen Einfluss auf die Bindung haben. Bereits während ihrer Beobachtungen in Uganda hielt Ainsworth (1967) fest, dass der Begriff *motherly care* als Prädiktor der Bindungsentwicklung zu unspezifisch sei, da er zu stark mit der Erfüllung der physischen Bedürfnisse des Kindes assoziiert wird. So identifizierte sie im Laufe ihrer Forschung vier Charakteristika des mütterlichen Verhaltens, die sie als bedeutend erachtete: Sensitivität (*sensitivity*), Akzeptanz (*acceptance*), Kooperation (*cooperation*) und Verfügbarkeit (*accessibility*) (Ainsworth, 1967, 1974, 1978; zitiert nach Posada et al., 2004). Da sich diese vier Charakteristika jedoch stark überschneiden, wurden sie später zum Konzept der *Sensitivität* zusammengefasst (Posada et al., 2004), wobei diese meist als die Fähigkeit definiert wird, kindliche Signale zu empfangen, akkurat zu interpretieren und prompt und angemessen auf sie zu reagieren (Ainsworth, 1974; zitiert nach Otto, 2008). Sensitive Mütter sind schnell verfügbar und reagieren liebenswert responsiv, wenn das Kind Trost oder Hilfe sucht (Bowlby, 1988; zitiert nach Keller, 2011). Diese sensitive Reaktion auf kindliche Signale und die Fähigkeit, eine harmonische Atmosphäre und Kooperation innerhalb den Mutter-Kind-Interaktionen herzustellen, sind laut Ainsworth (Ainsworth et al., 1971; zitiert nach Posada, 2013) die Schlüsseleigenschaften für die Etablierung der Bindungsqualität, da Kinder, die ein solches *caregiving* erfahren, sich selber als liebenswert erleben und auf Grund dieser Erfahrungen eine sichere Bindung entwickeln (Bradley, Whiteside-Mansell, Brisby, & Caldwell, 1997).

Bindung gründet sich also auf den Interaktionserfahrungen mit der Bezugsperson, welche sich im Fall der *sicheren* Bindung durch kontingentes Antworten auf die kindlichen Signale auszeichnet (Ahnert & Spangler, 2014). Während sicher gebundene Kinder Mütter haben, die verfügbar und responsiv sind, haben unsicher-ambivalent gebundene Kinder Bezugspersonen, die sich ihnen gegenüber inkonsistent benehmen oder sie gar vernachlässigen, unsicher-vermeidend gebundene Kinder hingegen haben eher abweisende und weniger responsive Mütter (vgl. Simpson & Belsky, 2008).

Lange glaubte man im Konstrukt der Sensitivität den ultimativen Erklärungsfaktor für die Bindungsentwicklung gefunden zu haben, jedoch zeigte 1997 eine Meta-Analyse von De Wolff und

van IJzendoorn, dass in über 1000 untersuchten Mutter-Kind-Beziehungen lediglich ein mäßiger Zusammenhang von 0.24 zum Sensitivitätskonstrukt ausgemacht werden konnte, wonach nur knapp 6% der Bindungsqualität durch die Sensitivität erklärt werden und noch weitere Faktoren ausschlaggebend sein müssen (Ahnert & Spangler, 2014). „Sensitivity has lost its privileged position as the only important causal factor. A multidimensional approach of parenting antecedents should replace the search for the unique contribution of sensitivity“, schlussfolgern De Wolff und van IJzendoorn (1997, S. 585). Probleme bei der Operationalisierung und Erhebung des Konstruktes erschweren die Erfassung des Zusammenhanges zwischen Sensitivität und Bindung (Belsky & Fearon, 2008; Pederson, Moran, Sitko, Campbell, Ghesquire, & Acton, 1990; Weinfield et al., 2008), so messen manche ForscherInnen Sensitivität etwa mittels Interviews, andere wiederum während Hausbesuchen (vgl. De Wolff & van IJzendoorn, 1997). Kermoian und Leiderman (1986) erklärten den von ihnen festgestellten Zusammenhang zwischen dem Alter der Mutter und der Bindungssicherheit beispielsweise damit, dass ältere Mütter vermutlich sensibler agieren würden, explizit erhoben wurde dies jedoch nicht. Zudem gibt es Unstimmigkeiten darüber, ob Sensitivität überhaupt eindimensional gemessen werden kann und ob externe Einflüsse den Zusammenhang zur Bindung stören (Ahnert, Meischner, & Schmidt, 2000; Belsky & Fearon, 2008; De Wolff & van IJzendoorn, 1997; Keller, 1999; zitiert nach Otto, 2008).

Darüber hinaus gibt es laut einigen ForscherInnen Unterschiede, wie sich sensibles *parenting* in unterschiedlichen soziokulturellen Kontexten gestaltet, beispielsweise zeigte eine Studie in Kamerun, dass das von Ainsworth definierte Sensitivitätskonstrukt für die dort lebenden Nso nicht relevant ist, da dort eher der Erziehungsstil der *responsive control* vorherrscht (Otto, 2008). Zwar fanden beispielsweise Posada und KollegInnen (2002) in Bogota ebenfalls einen Zusammenhang zwischen der mütterlichen Sensitivität und der Bindungssicherheit, jedoch betonen auch sie, dass dies nicht heiße, dass es keine kultur- oder kontextspezifischen Unterschiede hinsichtlich des elterlichen Verhaltens gibt (Posada et al., 1999, 2004). “Far from being a set of fixed attributes or skills that mothers may display in all situations, specific maternal sensitive behavior seems to be tailored to the particular situation” (Posada et al., 1999, S. 1386). Zudem merken sie an, dass Sensitivität nicht das einzige Konstrukt ist, welches die Bindung beeinflusst und andere Domänen des *parentings* ebenfalls relevant sind (Posada et al., 2002).

Auch andere ForscherInnen fanden Belege dafür, dass, abgesehen von all den methodischen Kritikpunkten und kulturellen Umsetzungsschwierigkeiten, das Sensitivitätskonstrukt nicht als einziger Erklärungsfaktor der Bindungsqualität dienen kann, sondern auch andere Aspekte des elterlichen Verhaltens ausschlaggebend sind. So zeigte sich beispielsweise in der Studie von Cox und KollegInnen (1989), dass zwar die von den Eltern selbst eingeschätzte Sensitivität einen Zusammenhang zur Bindung aufwies, aber auch andere Faktoren, wie beispielsweise das elterliche

Investment in das Kind, das daran gemessen wurde, wie viel Zeit die Eltern laut Eigenangabe mit ihrem Kind verbringen und wie viel Priorität sie ihm einräumen würden.

Auch in vielen anderen Studien konnten Einflüsse auf die Bindung abseits des Sensitivitätskonstruktes festgestellt werden. So hatten beispielsweise in der bereits erwähnten Meta-Analyse von De Wolff und van IJzendoorn (1997) diejenigen Konstrukte, die laut ExpertInnenmeinung keine Überschneidung mit Ainsworths Sensitivitätskonzept hatten, einen gleich hohen Zusammenhang mit der Bindungssicherheit, wie jene, die diese Überschneidungen aufwiesen. Zu ersteren gehörte beispielsweise die *Stimulation* des Kindes, die jegliche Interaktion, die die Mutter ihrem Kind gegenüber zeigte, umfasste.

Während die klassische Bindungstheorie also eher die Reaktion der Eltern auf für das Kind stressreiche Stimuli als ausschlaggebend betrachtete und diese „narrow view“ (Haltigan, Lambert, Seifer, Ekas, Bauer, & Messinger, 2012, S. 84) auch heute noch von einigen ForscherInnen vertreten wird, steht es mittlerweile zur Debatte, ob elterliche Verhaltensweisen, die nicht als unmittelbare Reaktion auf die kindlichen Signale erfolgen, wirklich eine gänzlich unabhängige Dimension der Eltern-Kind-Beziehung ausmachen (Cassidy, 2008; George & Solomon, 2008; Haltigan et al., 2012; Pederson & Moran, 1999; Pederson et al., 1990; Waters & Deane, 1985).

Tatsächlich sind die Studien, die darauf hindeuten, dass auch andere Aspekte des elterlichen Verhaltens bindungsrelevant sind, vielfältig, so fanden etwa Pederson und KollegInnen (1990), dass Mütter von sicher gebundenen Kindern nicht nur öfter die kindlichen Signale beachteten, sondern auch mehr mit ihnen kuschelten. Auch in Ainsworths Baltimore Studie (zitiert nach Belsky et al., 1984) waren Mütter von unsicher gebunden Kindern nicht nur weniger responsiv, wenn sie weinten, sondern zeigten auch generell weniger Zuneigung oder *face-to-face* Interaktion mit dem Kind. Bradley und Kolleginnen (1997) sprechen sich dafür aus, dass man abseits der Situationen, in denen das Kind Distress erlebt, ebenfalls das sozioemotionale Investment der Eltern in anderen Situationen betrachten sollte. Posada und Kolleginnen, die 2004 unterschiedliche Domänen des *parentings* untersuchten, stellten nicht nur mit der Schnelligkeit (*promptness*) und Effektivität (*effectiveness*) der mütterlichen Reaktion auf kindliche Signale einen Zusammenhang zur Bindung fest, sondern auch mit der Balance, die zwischen dem Ausmaß der physischen Versorgung und den sozialen Interaktionen herrscht, sowie der Häufigkeit der Kommunikation und der Häufigkeit und Qualität des Körperkontaktes. Zudem wiesen die meisten dieser Konstrukte in gewissem Maße eine Überschneidung mit dem Sensitivitätskonstrukt von Ainsworth auf.

Folgende Übersicht fasst einige der gefundenen Zusammenhänge zwischen mütterlichen Verhaltensweisen beziehungsweise Investmentformen und der Bindungssicherheit zusammen:

Die Bindungssicherheit der Efe Kinder (Morelli & Tronick, 1991; zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008) wurde, wie schon erwähnt, damit erklärt, dass sie während der Nacht viel exklusive

Zeit mit ihren Müttern verbrachten. Auch Ainsworth (1967) bemerkte, dass Mütter von sicher gebundenen Kindern diese weniger oft alleine ließen und sie öfter mitnahmen, wenn sie weggingen. Somit scheint die Verfügbarkeit beziehungsweise die *Anwesenheit* der Mutter in der Nähe ihres Kindes einen Einfluss auf die Bindungssicherheit zu haben.

Zudem entwickelt sich das Bindungssystem innerhalb der *Interaktionen*, die eine Bezugsperson mit dem Kind erlebt (Posada et al., 1995), so stellten beispielsweise Howes und Kolleginnen (1990) fest, dass unsicher gebundene Kinder öfter von ihrer Betreuungsperson ignoriert wurden und weniger mit dieser interagierten. Auch in der Studie von Belsky und KollegInnen (1984) zeigte sich das Ausmaß beziehungsweise die Häufigkeit der reziproken Interaktion als bindungsrelevant. Ebenso wies die Meta-Studie von De Wolff und van IJzendoorn (1997), wie bereits erwähnt, einen Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Stimulation und der Mutter-Kind-Bindung auf. Somit scheint das rein quantitative Ausmaß an *Gesamtinteraktion* eine wesentliche Rolle zu spielen.

Aber auch spezifisch betrachtete *Interaktionsformen* haben laut einigen Studien einen Einfluss auf die Bindungsqualität. In Kenia, wo festgestellt wurde, dass sich Mütter fast ausschließlich um die physischen Bedürfnisse ihrer Kinder kümmern, während sich andere Personen um die sozialen Bedürfnisse annehmen, wurde ersichtlich, dass trotz dieser Tatsache die meisten Kinder eine sichere Bindung zu ihrer Mutter aufwiesen, was indiziert, dass die Erfüllung der physischen Bedürfnisse bereits ausreichen kann, um diese zu gewährleisten (Kermorian & Leiderman, 1986).

Doch vor allem Tätigkeiten, die über die *Routinepflege* hinausgehen, scheinen bindungsrelevant zu sein. Pflege kann auch ohne zusätzliche Interaktion durchgeführt werden, gerade letztere erschien aber bereits Ainsworth (1967) als besonders wichtig für die Bindungsentwicklung. Laut Posada und Kolleginnen (2004) leistete, wie bereits angeführt, vor allem die Balance zwischen den Pflegetätigkeiten und anderweitigen sozioemotionalen Interaktionen, wie dem Spielen oder Liebkosen, einen wesentlichen Beitrag zur Bindungsqualität, so waren die Kinder eher unsicher gebunden, wenn sich ihre Mütter nur auf die Pflegetätigkeiten konzentrierten, ohne anderweitige Tätigkeiten mit ihnen auszuführen.

Insbesondere der *Körperkontakt*, der zwischen Mutter und Kind stattfindet, scheint hierbei eine wichtige Rolle zu spielen, so fanden etwa Egeland und Farber (1984) wie auch Lowinger, Dimitrovsky, Strauss und Mogilner (1995) einen Zusammenhang zwischen Körperkontakt und der Bindungsqualität. Auch Ainsworth stellte 1978 (zitiert nach Simpson & Belsky, 2008) fest, dass Mütter von unsicher gebundenen Kindern Körperkontakt eher ablehnten. Posada und Kolleginnen (2004) fanden, wie schon erläutert, einen Zusammenhang sowohl zwischen der Häufigkeit als auch der Qualität des Körperkontaktes, die sich aus dem *aktiven Liebkosen* des Kindes ergab, mit der Bindung. Wie bereits erwähnt, betonten auch Pederson und KollegInnen (1990), dass Mütter von sicher gebundenen Kindern bevorzugt mit diesen kuschelten.

Roopnarine und Kolleginnen stellten 2013 hingegen fest, dass in Indien andere Personen ihre Zuneigung dem Kind gegenüber genauso oft durch Liebkosen ausdrückten wie seine Mutter und sich diese lediglich hinsichtlich der Häufigkeit, mit der sie das Kind trug, also *passiven Körperkontakt* mit ihm erlebte, sowie dem Ausmaß der verbalen Interaktion von den anderen abhob. Trotzdem zeigten die Kinder eine Bevorzugung der Mutter, was darauf schließen lässt, dass passiver Körperkontakt und verbale Interaktion bereits ausreichen können, um die Bindungsentwicklung zu beeinflussen.

Auch andere Ergebnisse sprechen für einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem *Sozialkontakt* und der Bindung, so fanden, wie schon angeführt, Posada und Kolleginnen (2004) einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der verbalen Kommunikation und der Bindungssicherheit und auch Kerns und Barth (1995) stellten einen Zusammenhang zwischen der Dauer von Spielepisoden zwischen Müttern und Kindern und der Bindungsqualität fest. So auch Howes und Kolleginnen (1990), deren Studie ergab, dass unsicher gebundene Kinder weniger qualitativ hochwertig mit ihren Bezugspersonen spielten. Lowinger und Kolleginnen (1995) fanden ebenso Zusammenhänge zwischen der Bindung und dem Sozialkontakt.

Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass das von Ainsworth entwickelte Konzept der mütterlichen Sensitivität einerseits schwer zu erfassen ist und sich andererseits in einer Vielzahl elterlicher beziehungsweise mütterlicher Verhaltensweisen widerspiegeln kann. Zudem gibt es Schwierigkeiten bei der Operationalisierung und Erhebung dieses Konstruktes und vor allem im interkulturellen Kontext stößt man auf Kritik hinsichtlich seiner Übertragbarkeit. Darüber hinaus weist vieles darauf hin, dass auch andere Dimensionen des *caregivings* für die Entstehung einer sicheren Bindungsbeziehung ausschlaggebend sind. All diese Gründe sprechen dafür, mehrere und unterschiedliche elterliche Verhaltensweisen zu erheben und ihren jeweiligen Einfluss auf die Bindung zu messen, anstatt starre und bereits vorgefertigte Konstrukte zu verwenden. Denn insbesondere in nicht-westlichen Kontexten könnten solche starren Konstrukte dazu führen, dass etwaige für den untersuchten Kontext einzigartige Charakteristika nicht akkurat erfasst beziehungsweise beschrieben werden können (Posada et al., 2004). Anstatt spezifischer, theoretisch prädestinierter Konzeptualisierungen sollte man laut Posada und Kolleginnen (2004) eher breit gefächerte Verhaltensweisen in natürlichen Mutter-Kind-Interaktionen beobachten.

Aus diesem Grund soll im Zuge der vorliegenden Arbeit über das Sensitivitätskonstrukt hinausgegangen werden, um im Rahmen eines möglichst offenen Zugangs mütterliche Verhaltensweisen zu identifizieren, die ausschlaggebend für die Bindungssicherheit sind und sich zudem nicht ausschließlich auf für das Kind stressreiche Situationen beschränken.

2.2.3.2 Zusammenhänge zur Familiengröße und der sozialen Unterstützung

Dass trotz *multiple caretaking* eine Bindungsbeziehung zur Mutter etabliert werden kann, die in vielen Fällen sogar eine *sichere* ist, wurde bereits in Punkt 2.2.2.1 und Punkt 2.2.2.2 illustriert. Die *multiple caretaking* Umgebung ist also nicht notwendigerweise inkompatibel mit einer einzigartigen Bindungsqualität zwischen Mutter und Kind (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Vieles scheint sogar darauf hinzudeuten, dass durch die soziale Unterstützung die Mutter-Kind-Bindung verstärkt wird. So waren beispielsweise in der Studie von Howes und Wishard Guerra (2009) Kinder eher sicher an ihre Mutter gebunden, wenn diese ins familiäre Umfeld eingebettet war. Auch bei anderen Studien konnte ein positiver Zusammenhang zwischen sozialer Unterstützung beziehungsweise der Familiengröße und der Bindungssicherheit festgestellt werden (z.B. Andresen & Tellee, 1992; Kermoian & Leiderman, 1986). Dieser Zusammenhang scheint vor allem über die Qualität der mütterlichen *care* vermittelt zu werden (vgl. Simpson & Belsky, 2008).

Doch auch hier lassen sich gegensätzliche Ergebnisse finden. So stellte etwa Otto (2008) bei den kamerunischen Nso fest, dass Mütter, die besser in die Gemeinschaft eingebunden waren, angaben, eine exklusive Bindung zu ihren Kindern eher verhindern zu wollen, als Mütter, die weniger in die Gesellschaft eingegliedert waren. Bei ihrer Reanalyse von Ainsworths Daten aus Uganda (1967), fanden Munroe und Munroe (1971) ebenfalls einen negativen Zusammenhang zwischen der Anzahl der Personen, die im selben Haushalt lebten, und der Mutter-Kind-Bindung. „...some aspects of the infant-mother relationship are affected by the degree of exclusiveness of the mother's care and ... this, in turn, is affected by the number of persons available to the infant” (Munroe & Munroe, 1971, S. 11).

Somit gibt es Hinweise darauf, dass das soziale Netzwerk die Mutter-Kind-Bindung zumindest indirekt beeinflusst, indem es etwa Einfluss auf die mütterlichen Investments hat, die wiederum bindungsrelevant sind. Deshalb soll in dieser Arbeit ebenfalls besonderes Augenmerk darauf gelegt werden, inwiefern komplexe Zusammenhänge zwischen der sozialen Unterstützung, den mütterlichen Investments und der Mutter-Kind-Bindung ausgemacht werden können, auch wenn aufgrund des vermuteten indirekten Effektes keine explizite Fragestellung dazu formuliert wird.

2.3 Forschungsfragen

2.3.1 Voranalyse: Die Gestaltung der mütterlichen Investments

Wie in Abschnitt 2.1.3 erläutert, entsteht anhand der einschlägigen Literatur ein weitgehend gleichförmiges Bild, inwiefern Mütter in ressourcenarmen, risikoreichen Kontexten mit kollektivistischer, interdependenter Gesellschaftsstruktur in ihre Kinder investieren. Doch die Annahmen, die sich aus der Literatur ableiten lassen, stoßen auch immer wieder auf kontroverse Ergebnisse, weshalb es unerlässlich ist, diese, anstatt ihnen restlose Gültigkeit zuzugestehen, vor etwaigen Forschungsvorhaben zu überprüfen, um die tatsächliche Lebensrealität der Kinder, die im Forschungsmittelpunkt stehen, zu dokumentieren. Aus diesem Grund soll im Zuge einer detaillierten Voranalyse abgeklärt werden, inwiefern die in der Literatur proklamierten Charakteristika hinsichtlich der Gestaltung der mütterlichen Investments in traditionellen Gemeinschaften auf die spezifische Stichprobe zutreffen. Konkret sollen die in Abschnitt 2.1.3.4 dargelegten sechs zentralen Annahmen überprüft werden, welche konstatieren, dass in den oben erläuterten Kontexten generell wenig in ein Kind investiert wird (Belsky et al., 1991; Beaulieu & Bugental, 2008; Bornstein & Putnick, 2012; Gant et al., 2009; Gibson & Lawson, 2011; Kaplan et al., 2002; Lee, 2003; Lynch & Brooks, 2013; Mistry et al., 2008, 2010; Quinlan, 2007; Rohde et al., 2003; Simpson & Belsky, 2008; Trivers, 1972; Tudge, 2008), solange es keinen Unmut äußert. Ist dem der Fall, wird prinzipiell schnell reagiert, was wiederum einem hohen Investment entspricht (Ahnert & Habelbeck, 2014; Ainsworth, 1967; Keller et al., 2005; Kuhl & Keller, 2008; Kruger & Konner, 2010). Zudem wird in der Literatur weitgehend angenommen, dass sich die getätigten Investments eher auf Routinepflegetätigkeiten beschränken (Ainsworth, 1967; Keller, 2011; Kermoian & Leiderman, 1986; Otto, 2008). Die darüber hinausgehenden Investments bestehen hauptsächlich aus Körperkontakt, dieser wiederum wird fast ausschließlich in Form von passivem Körperkontakt ausgedrückt, während sowohl aktiver Körperkontakt als auch Sozialkontakt äußerst selten vorkommen (Ainsworth, 1967; Bradley & Corwyn, 2005; Jung & Fouts, 2010; Keller, 2011; Kermoian & Leiderman, 1986; Kruger & Konner, 2010; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Ferner werden laut Literatur die Investments nicht primär von der Mutter ausgeführt, sondern auf diverse Familienmitglieder aufgeteilt (Gottlieb, 2004; Keller et al., 2005, 2009; Keller, 2011; Keller & Kärtner, 2014; Meehan, 2009; Otto, 2008).

2.3.2 Forschungsfrage 1: Einflüsse auf die mütterlichen Investments

Wie in Abschnitt 2.1.4 dargelegt, haben nicht nur die starren Charakteristika des Lebensumfeldes einen Einfluss auf die mütterlichen Investments, sondern ebenso variierende Faktoren, die sich von Familie zu Familie unterscheiden (Bradley & Corwyn, 2005; Hewlett et al., 1998; Mistry et al., 2008). So wirkt sich etwa der jeweilige sozioökonomische Status, der sich mitunter aus der *Bildung* der Mutter zusammensetzt (Mistry et al., 2008), auf die Höhe und Gestaltung ihrer Investments aus (Coddington et al., 2014; Gibson & Lawson, 2011; Gibson & Sear, 2010; Lynch & Brooks, 2013;

Mistry et al., 2008, 2010). Auch das *Alter* der Mutter steht im Zusammenhang mit den Investments, wobei angenommen wird, dass ältere Mütter mehr investieren (Beaulieu & Bugental, 2008; Belsky, 1984; Bornstein & Putnick, 2007; Bugental et al., 2013; Lynch & Brooks, 2013; Pryce, 1995; Simpson & Belsky, 2008; Schlomer & Belsky, 2012). Allerdings gibt es sowohl hinsichtlich der Bildung der Mutter als auch bezüglich ihres Alters Studien, in denen kein solcher Zusammenhang gefunden werden konnte (Beaulieu & Bugental, 2008; Bornstein et al., 2009; Keller et al., 2005; Quinlan et al., 2003). Ferner steht das Ausmaß der *sozialen Unterstützung* im Zusammenhang mit den mütterlichen Investments, wobei die Richtung dieses Zusammenhanges noch nicht restlos geklärt ist. So scheint sich die Unterstützung in manchen Fällen positiv auf das Investment der Mutter auszuwirken (Bornstein et al., 2009; George & Solomon, 2008; Kermoian & Leiderman, 1986; Van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008), in anderen Fällen hingegen negativ (Kramer, 2005, 2009; Ivey, 2000; Meehan, 2009; Munroe & Munroe, 1971; Quinlan et al., 2003). Dabei könnte es einen Unterschied machen, ob es sich um wahrgenommene, emotionale Unterstützung handelt, die als Buffer gegen Stress dient, sowie um Unterstützung bei der Arbeitslast (Andresen & Telleen, 1992; Belsky et al., 1984; Bornstein et al., 2009; George & Solomon, 2008; Kermoian & Leiderman, 1986; Pryce, 1995; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008) oder um tatsächliche *allocare* (Kramer, 2005, 2009; Ivey, 2000; Meehan, 2009; Munroe & Munroe, 1971; Quinlan et al., 2003). Die Anzahl an zusätzlichen Kindern könnte aufgrund der von ihnen benötigten Investments sowie der von ihnen ausgeführten *allocare* zu einer Abnahme der mütterlichen Investments führen (Bornstein & Putnick, 2012; Downey, 2001; Eckart, 2000; Gibson & Lawson, 2011; Hagen et al., 2001; Meehan, 2009; Otto, 2008; Simpson & Belsky, 2008), gleichzeitig durch die Mithilfe der älteren Kinder bei den Haushaltstätigkeiten (Cain, 1977; Kramer, 2005; Munroe, Munroe, & Shimmin, 1984; Nag et al., 1978) allerdings auch dazu führen, dass die Mutter mehr Zeit für ihre jüngeren Kinder hat. Darüber hinaus deuten manche Ergebnisse darauf hin, dass nicht alle Investments der Mutter gleichermaßen betroffen sind, denn während sie versucht ist, die *base investments* konstant zu halten, unterliegen vor allem die *surplus investments* aufgrund externer Einflüsse Schwankungen (Downey, 2001; Gibson & Lawson, 2011). Somit gilt es, dies einer Überprüfung zu unterziehen und insbesondere die soziale Unterstützung auf unterschiedliche Weisen zu erheben. Darüber hinaus erscheint es sinnvoll, die Investmentformen differenziert zu betrachten.

2.3.3 Forschungsfrage 2: Auswirkungen der mütterlichen Investments auf die Mutter-Kind-Bindung

Während die klassische, eher westlich orientierte Bindungstheorie stets die Sonderstellung der Mutter hervorhebt und betont, wie wichtig die Qualität ihrer Fürsorge für die Bindungsentwicklung des Kindes ist (Belsky et al., 1991; Belsky & Fearon, 2008; Weinfield et al., 2008), erscheint es in Anbetracht anthropologischer Erkenntnisse über die Lebensrealität der in traditionellen Gesellschaften lebenden Kinder geradezu verwunderlich, dass trotz der untergeordneten Rolle der Mutter und ihrem weitgehend niedrigen und rudimentären Investment, ein Großteil der Kinder eine sichere Bindung zu

ihr aufzuweisen scheint. Insofern stellt sich die Frage, durch welche mütterliche Verhaltensweise sich die sicheren Bindungsbeziehungen in diesen Kontexten etablieren. Wie in Punkt 2.2.3 erläutert, scheint das von Ainsworth entwickelte Konzept der mütterlichen Sensitivität als Erklärungsfaktor der Bindungsentwicklung nicht ausreichend zu sein, zumal es von diversen Operationalisierungs- und Erhebungsschwierigkeiten begleitet und insbesondere im interkulturellen Kontext nicht zweifelsfrei übertragbar ist (Belsky & Fearon, 2008; De Wolff & van IJzendoorn, 1997; Otto, 2008; Pederson et al., 1990; Weinfield et al., 2008). Da sich zudem immer wieder Zusammenhänge zwischen mütterlichen Investmentformen und der Bindung außerhalb von für das Kind stressreichen Situationen finden lassen (Cox et al., 1989; De Wolff & van IJzendoorn, 1997; Posada et al., 2002, 2004), soll eben jenen Aufmerksamkeit geschenkt werden. Um zu vermeiden, dass etwaige vorgefertigte, starre Konstrukte den einzigartigen Charakteristika des untersuchten Kontextes nicht gerecht werden, sollen stattdessen möglichst breit gefächerte Verhaltensweisen in natürlichen Mutter-Kind-Interaktionen beobachtet werden (Posada et al., 2004). Im Fokus stehen die im Punkt 2.1.2 identifizierten Investmentformen, welchen, wie in Punkt 2.2.3 ersichtlich, bereits in diversen Studien ein Einfluss auf die Mutter-Kind-Bindung nachgewiesen werden konnte. Dabei handelt es sich um die *Anwesenheit* (Ainsworth, 1967; Morelli & Tronick, 1991; zitiert nach van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008), das Ausmaß der *Gesamtinteraktion* (Belsky et al., 1984; De Wolff & van IJzendoorn, 1997; Howes et al., 1990), aber auch spezifischer Interaktionen, wie *Routinepflege* (Kermorian & Leiderman, 1986) und vor allem darüber hinausgehende Interaktionsformen (Ainsworth, 1967; Posada et al., 2004), wie *Sozialkontakt* (Howes et al., 1990; Kerns & Barth, 1995; Posada et al., 2004; Roopnarine et al., 2013) und *Körperkontakt* (Egeland & Farber, 1984; Pederson et al., 1990; Posada et al., 2004), wobei zwischen *passivem* und *aktivem* Körperkontakt differenziert werden kann (Jung & Fouts, 2010).

Konkret lauten die aus der Literatur abgeleiteten Forschungsfragen wie folgt:

1. Wie gestaltet sich das mütterliche Investment in Malawi?
 - a. Wie hoch ist das Gesamtinvestment der Mutter in das Kind?
 - b. Welche mütterlichen Investmentformen finden hauptsächlich statt?
 - c. Welche Rolle nimmt die Mutter hinsichtlich der Investments im Vergleich zu anderen Personen ein?
2. Welche Variablen haben einen Einfluss auf das mütterliche Investment?
 - a. Inwiefern beeinflusst die Bildung der Mutter ihr Investment in ihr Kind?
 - b. Inwiefern beeinflusst das Alter der Mutter ihr Investment in ihr Kind?
 - c. Inwiefern beeinflusst die soziale Unterstützung und die Familiengröße der Mutter ihr Investment in ihr Kind?
3. Hat das mütterliche Investment einen Zusammenhang zur Mutter-Kind-Bindung?
 - a. Inwiefern beeinflusst die Höhe des Gesamtinvestments die Mutter-Kind-Bindung?
 - b. Inwiefern beeinflussen spezifische Investmentformen die Mutter-Kind-Bindung?

3 Untersuchungsdesign und Methoden

3.1 Der Untersuchungskontext

3.1.1 Das Projekt „Multiple Caretaking in Traditional Family Contexts of Malawi“

Die für diese Arbeit verwendeten Daten stammen aus dem Projekt „Multiple Caretaking in Traditional Family Contexts of Malawi“, welches vom Arbeitsbereich Entwicklungspsychologie des Institutes für Angewandte Psychologie der Universität Wien unter der Leitung von Univ.-Prof. DDr. Lieselotte Ahnert durchgeführt und von der Universität Wien gefördert wurde. Die Daten wurden im Zuge eines dreimonatigen Forschungsaufenthaltes in Zomba, Malawi, von einem zehnköpfigen Team unter der Projektleitung von Mag.^a Katharina Moder, Nadia Niyazi, MSc und Mag.^a Natalie Sharp in Kooperation mit dem Psychologiedepartement des Chancellor College der University of Malawi unter der Leitung von Limbika Maliwichi-Senganimalunje, MA erhoben.

Im Vorfeld des Forschungsaufenthaltes absolvierten die Teilnehmerinnen eine mehrmonatige, intensive Vorbereitungsphase in Wien, in der, zusätzlich zum Training und der Erprobung der Untersuchungsmethoden, eine Einschulung in die malawische Kultur und die Landessprache *Chichewa* erfolgte. Um eine möglichst kultursensible Forschung zu gewährleisten, erfolgte das Projekt in Kooperation mit der University of Malawi. Hierfür wurden insgesamt neun malawische Studentinnen² im Zuge eines vom österreichischen Team durchgeführten Trainings mit der Anwendung einzelner Verfahren vertraut gemacht. Während die österreichischen Studentinnen im Feld vorwiegend für Beobachtungsverfahren zuständig waren, lag es im Aufgabenbereich der malawischen Studentinnen etwaige Verfahren durchzuführen, bei denen ein direkter Kontakt mit der Mutter und den Kleinkindern vonnöten war. Dies diente einerseits der Überbrückung von Sprachbarrieren und stellte zudem sicher, dass sämtliche kulturelle Gepflogenheiten eingehalten wurden. Darüber hinaus konnte so der ängstlichen Reaktion, die manche Kinder gegenüber den fremd wirkenden Forscherinnen zeigten, Einhalt geboten werden.

Im Laufe der Feldforschung wurden die Forschungstätigkeiten regelmäßig unter der Einbeziehung der Projektleitung in Wien evaluiert und gegebenenfalls adaptiert.

Die Forschungstätigkeiten wurden in insgesamt acht verschiedenen Dörfern (Bakali, Gowelo, Matuta, Mikundi, M'Malisye, Mtwiche, Mwenyemasi und Saidi) in der *Southern Region* Malawis, im Bezirk Zomba, vorwiegend in der Region Domasi, durchgeführt. Die einzelnen Dörfer konnten wiederum fünf sogenannten *group villages* (Machinjiri, Matuta, Mikundi, Mtwiche, Mwenyemasi) zugeordnet werden. Während jedes Dorf von einem eigenen *headman* geleitet wird, sind die *group villages* einem

² Da sich im österreichischen Forschungsteam ausschließlich und unter den malawischen Studierenden vorwiegend Frauen befanden, wird im Sinne der besseren Lesbarkeit in Folge die weibliche Form verwendet. Die männlichen Kollegen sind dabei mitgemeint.

group headman unterstellt. Die Einwohnerzahl der *group villages* konnte im *National Statistical Office* ausfindig gemacht werden, die Einwohnerzahl der einzelnen Dörfer wurde in einigen Fällen vom *headman* geschätzt, konnte allerdings nicht immer eruiert werden. Die geschätzte Einwohnerzahl in den observierten Dörfern betrug durchschnittlich etwa 270 Personen, die offizielle Einwohnerzahl der *group villages* im Schnitt 1207. Die durchschnittliche Entfernung der besuchten Dörfer zur Hauptstraße betrug fünf Kilometer, jedes Dorf verfügte über einen Brunnen.

Die Auswahl der Dörfer erfolgte randomisiert, wobei darauf geachtet wurde, dass eine traditionelle Lebensweise vorherrschte, es sich also um bäuerliche Gemeinschaften handelte, welche keinen Zugang zu fließendem Wasser oder Elektrizität hatten.

Insgesamt wurden 90 Frauen mit Kleinkindern³ im Alter von 14 bis 31 Monaten aufgesucht und innerhalb eines auf zwei Tage aufgeteilten sechzehnständigen Zeitrahmens diversen Beobachtungs-, Test- und Interviewverfahren unterzogen. Dabei wurden vor allem der Alltagsablauf und die Beziehungsstrukturen der Kleinkinder erfasst. Alle teilnehmenden Kleinkinder waren, soweit dies feststellbar war, gesund und wiesen keine erkennbaren Entwicklungsverzögerungen auf. Um die Familien für etwaigen Aufwand zu entschädigen, erhielten sie als Dankeschön nach Abschluss des Projektes Geschenkkörbe mit Lebensmitteln und Alltagsgegenständen. Dies wurde allerdings erst im Nachhinein bekannt gegeben, da die Teilnahme an der Studie freiwillig geschehen sollte.

Vor der Durchführung der Feldforschung wurde der jeweilige *headman* kontaktiert und um seine Zustimmung gebeten. Anschließend wurde unter den im Dorf lebenden, in Frage kommenden Frauen gefragt, ob Interesse an einer Teilnahme bestünde und Termine für einen Besuch vereinbart. Jeder der Besuche wurde von zwei österreichischen und einer malawischen Studentin durchgeführt. Bei diesen wurde die Mutter nochmals über die genauen Details des Untersuchungsablaufes instruiert und im Falle ihrer erneuten Zustimmung um Unterzeichnung einer Einverständniserklärung gebeten. Im Zuge der Instruktion wurde mehrmals betont, dass das Forschungsinteresse in der Abbildung des normalen Alltagsverlaufes liege und die Mutter darum gebeten, ihr Verhalten durch die Anwesenheit der Forscherinnen nicht beeinflussen zu lassen.

3.1.2 Hintergrundinformationen über Malawi

Malawi ist ein Land im Südosten Afrikas, welches etwa eineinhalb Mal so groß wie Österreich ist und mit über 13 Millionen Menschen etwa eineinhalb Mal so viele EinwohnerInnen hat (National Statistical Office, 2011). Im Jahr 2014 erreichte Malawi im *Human Development Index* (HDI) der UNO Platz 174 von 187, womit es zu den niedrig entwickelten Ländern zählt (United Nations Development Programme, 2014).

Etwa 61% der Bevölkerung leben mit weniger als \$1.25 am Tag und somit unter der internationalen Armutsgrenze (United Nations Development Programme, 2014). Die durchschnittliche

³ Die im Fokus der Forschung stehenden Kinder werden fortan als *Projektkinder* bezeichnet.

Lebenserwartung beträgt 55 Jahre, etwa 11% der Erwachsenen sind HIV-positiv. Fast 40% der schwangeren Frauen, die mit HIV/AIDS leben, erhalten keine notwendigen Maßnahmen, um die Übertragung auf ihre Kinder zu verhindern (United Nations Development Programme, 2014). Die Kindersterblichkeitsrate liegt bei 7%, beinahe die Hälfte aller Kinder unter fünf Jahren leidet an Unterernährung.

Im Vergleich dazu findet sich Österreich im HDI-Ranking auf Platz 21, die HIV-Rate liegt bei 0.4%, ebenso wie die Kindersterblichkeitsrate. Zudem werden die durchschnittlichen ÖsterreicherInnen etwa 81 Jahre alt und leben somit etwa 26 Jahre länger als die malawische Durchschnittsbevölkerung.

Der Großteil, nämlich 85% der malawischen Bevölkerung lebt in ländlichen Gegenden, somit mag es wenig überraschen, dass vier Fünftel der Einwohner von Subsistenzwirtschaft leben und lediglich eine sehr geringe Anzahl in anderen Sektoren tätig ist (National Statistical Office, 2012). Gleichzeitig ist gerade die Landbevölkerung von Armut betroffen. Während hier mehr als die Hälfte in Armut lebt, liegt diese Rate unter der urbanen Bevölkerung bei 17% (National Statistical Office, 2012). Am Land lebende Frauen setzen im Laufe ihrer reproduktiven Phase durchschnittlich sechs Kinder in die Welt (National Statistical Office, 2011), ein Viertel aller Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren hat bereits mit der Reproduktion begonnen (National Statistical Office, 2012).

Zusammengefasst kann man wohl konstatieren, dass es sich bei Malawi um ein ressourcenarmes und risikoreiches Land mit niedriger Lebenserwartung und hoher Kindersterblichkeit handelt. Geht man des Weiteren von der Homogenität traditionell lebender Bauernfamilien aus (Keller, 2011), kann man annehmen, dass zumindest die Landbevölkerung eine kollektivistische und interdependente Gesellschaftsstruktur aufweist (vgl. Ahnert & Haßelbeck, 2014; Otto, 2008).

3.2 Methoden

3.2.1 Sozialanamnese

Am Anfang des Besuches wurde von den malawischen Studentinnen anhand eines *Data-Sheets* eine Sozialanamnese mit der Mutter durchgeführt. Dabei wurden diverse soziodemographische Parameter ermittelt, wie etwa das Alter der Mutter, ihr Familienstand, sowie ihre Volksgruppen- und Religionszugehörigkeit. Auch die Anzahl und das Alter ihrer Kinder wurden erfasst, zudem wurde sie gefragt, mit wie vielen Personen sie in einem Haushalt zusammenlebt. Der formale Bildungsgrad und die Länge ihres Schulbesuches standen ebenfalls im Interesse der Sozialanamnese, ebenso wurde nach ihrer Erwerbstätigkeit und ihrem monatlichen Einkommen gefragt. Auch wurde ermittelt, wie viele und welche Personen sich neben ihr um das im Fokus der Forschung stehende Kind (*Projektkind*) kümmerten und an wie vielen Stunden pro Woche dies geschehen würde. Die Mütter sollten außerdem Stellung dazu beziehen, ob es sich bei ihnen um den *primary caretaker* des Projektkindes handelt.

3.2.2 FAST: Family System Test

Beim FAST handelt es sich um ein Instrument, das familiäre Beziehungsstrukturen erfasst (Gehring, 1998). Das Testmaterial für die ProbandInnen besteht dabei aus einem einfarbigen, quadratischen Brett, welches in 81 Felder unterteilt ist und optisch einem Schachbrett ähnelt. Zudem gibt es männliche und weibliche Figuren, wobei jeweils die Hälfte Erwachsene beziehungsweise Kinder repräsentiert. Mit diesen Figuren soll in Folge die Familie abgebildet werden. Da das Testverfahren an und für sich primär auf die familienorientierte Erfassung psychosozialer Problemstellungen abzielt, wurden die Instruktion und die Durchführung anhand der im Interesse des Forschungsvorhabens stehenden Fragestellungen für den malawischen Kontext vereinfacht und angepasst. So wurden beispielsweise 16 statt zwölf Figuren verwendet, da zentralafrikanische Familien im Schnitt größer sind als westliche (Keller, 2011).

Die Mütter wurden gebeten, ihre Familie anhand der zur Verfügung stehenden Figuren abzubilden, wobei jede Figur ein konkretes Familienmitglied symbolisieren sollte. Die Auslegung des Begriffes *Familie* (Chichewa: *banja*) wurde dabei der Mutter überlassen, um etwaigen kulturell bedingten Interpretationsunterschieden Raum zu gewähren. Es wurde betont, dass so viele Figuren wie gewünscht verwendet werden können. Die Mutter wurde des Weiteren gebeten, die emotionale Nähe der Beziehung anhand der Distanz zwischen den Figuren abzubilden.

Im Anschluss des Verfahrens wurde protokolliert, wie viele Figuren die Mutter verwendete und welche Personen sie repräsentierten, also in welchem Verwandtschafts- oder Bekanntschaftsverhältnis die Mutter sich mit ihnen befand. Zudem wurde das Alter der jeweiligen Person vermerkt.

3.2.3 Time Investment

Dieses Verfahren wurde eigens für das Forschungsprojekt entwickelt und beruht auf den Prinzipien des *time sampling*, in welchem alltägliche Verhaltensweisen eines Individuums über eine Serie von gleich langen Zeiteinheiten über einen längeren Zeitraum hinweg beobachtet werden. Es handelt sich also um alternierende Beobachtungs- und Notationsintervalle, bei denen im Vorfeld definierte Verhaltensweisen im Zuge einer *one-zero notation* protokolliert werden (vgl. Altmann, 1974; Bornstein, 2002). Wie bereits Liss und Kolleginnen (2013) und Bugental und KollegInnen (2013) betonten, kann durch das direkte Beobachten von Elterninvestments eine akkuratere Erhebung dieser erfolgen als etwa durch narrative Diskurse.

Im Zentrum des in der Untersuchung verwendeten *time investments* standen die alltäglichen Aktivitäten des Projektkindes sowie seine Interaktionen mit anderen Kindern und Erwachsenen.

Um den Alltagsverlauf möglichst exakt abzubilden, wurde über einen sehr langen Zeitraum hinweg beobachtet. So erstreckte sich dieser am ersten Beobachtungstag von 11:00 Uhr vormittags bis 16:00 Uhr nachmittags und am zweiten Tag von 06:00 Uhr bis 11:00 Uhr, wodurch ein insgesamt achtstündiger Zeitrahmen abgedeckt werden konnte.

Die Forscherinnen hielten bei ihren Beobachtungen stets einen gewissen Abstand zum Kind ein, um zu verhindern, dass dieses sich durch ihre Präsenz gestört fühlt oder sein Verhalten in irgendeiner Weise verzerrt wird.

Die zu beobachtenden Aspekte wurden in fünf Kategorien unterteilt. Eingangs wurde protokolliert, welche Personen sich in der Nähe des Kindes befanden, wobei hierbei zwischen Greif-, Sicht- und Hörnähe differenziert wurde. Unterschieden wurden die Personengruppen Mutter, Vater, Schwester, Bruder, Oma, Opa, Kleinkinder, weibliche Kinder, männliche Kinder, weibliche Verwandte, männliche Verwandte, weibliche Erwachsene und männliche Erwachsene. Waren mehr als zwei Individuen derselben Personengruppe anwesend, wurde dies als *Gruppe* gekennzeichnet. Darüber hinaus wurde die Lokation des Kindes erfasst. Zur Auswahl standen beispielsweise seine Hütte, der Markt oder freies Land. Als nächstes wurden die Verhaltensweisen und Aktivitäten des Kindes festgehalten, wobei es hier unter anderem die Kategorien kommunizieren, explorieren oder essen und trinken gab. Auch sein Emotionsausdruck wurde festgehalten, hier wurde lachen, weinen, quengeln und sonstiges unterschieden. Im Forschungsinteresse standen ebenfalls die Interaktionen, die das Kind mit anderen Personen hatte. So wurde protokolliert, ob und mit wem das Kind interagierte sowie in welcher Form diese Interaktion von statten ging. Dabei wurde etwa vermerkt, ob es Körperkontakt mit der Person hatte sowie ob es liebkost oder getragen wurde. Zudem standen die Verhaltenskategorien spielen, kommunizieren und pflegen zur Auswahl.

Wurde ein bestimmtes Verhalten innerhalb der Beobachtungszeit gezeigt, wurde dies dementsprechend notiert. Da es sich um eine *one-zero notation* handelte, wurde dabei allerdings

lediglich das *Auftreten* des Verhaltens, nicht aber seine tatsächliche Dauer vermerkt. Bei allen Kategorien waren Mehrfachnennungen möglich, es wurden also auch gleichzeitig auftretende Verhaltensweisen erfasst. Da das *time investment* den ungestörten Alltagsverlauf abbilden sollte, wurde es außerhalb sonstiger Test- und Interviewverfahren durchgeführt.

Das *time investment* wurde zu den vorgegebenen bereits erwähnten Uhrzeiten gestartet und von beiden österreichischen Studentinnen ausgeführt. Diese erhielten hierfür regelmäßige Signaltöne, welche den Start der Beobachtungssequenzen markierten. Die Beobachtungssequenzen konnten in *Intensivbeobachtungsphasen* und *Reliabilitätsbeobachtungsphasen* unterteilt werden. Eine Intensivbeobachtungsphase bestand aus einer zwölfminütigen Beobachtung. Zu jeder vollen Minute markierte ein Signalton den Beginn der Beobachtung, nach 15 Sekunden erfolgte ein weiterer Ton, der signalisierte, dass das observierte Verhalten notiert werden sollte. Nach der 45-sekündigen Notationszeit erfolgte wiederum der Signalton für den Beginn der nächsten Beobachtung. Innerhalb eines Blocks erfolgten stets drei dieser zwölfminütigen Intensivbeobachtungsphasen, zwischen denen eine vierminütige Pause stattfand. Nach der dritten Intensivphase folgte eine 16-minütige Pause, bevor ein weiterer Block mit wiederum drei zwölfminütigen Intensivphasen begann. Demnach entsprach ein Block exakt einer Stunde, in der 36 Minuten beobachtet und notiert wurde.

Um möglichst viele Verhaltensweisen abzudecken, erfolgte die Observation der beiden österreichischen Forscherinnen stets um 30 Sekunden versetzt. Somit beobachtete eine Forscherin stets das Kind, während die andere das von ihr selbst beobachtete Verhalten notierte. Um die Übereinstimmung der beiden Beobachterinnen zu überprüfen, wurden zusätzlich Reliabilitätsbeobachtungen durchgeführt. Eine Reliabilitätsbeobachtung bestand aus parallel durchgeführten Beobachtungssequenzen, bei denen die beiden Beobachterinnen gleichzeitig observierten und notierten.

Durchschnittlich wurden pro Tag zehn Intensivbeobachtungsphasen durchgeführt, also 120 Minuten des Verhaltens und der Interaktionen der Projektkinder protokolliert. Ferner wurden etwa neun Minuten pro Tag damit verbracht, Reliabilitätsbeobachtungen durchzuführen. Details bezüglich der Beobachterreliabilitäten des *time investments* finden sich bei Luttenberger (in prep.).

3.2.4 AQS: Attachment Q-Sort

Beim AQS (AQS; Waters & Deane, 1985; Waters, 1995) handelt es sich, wie bereits in Punkt 2.2.1.2 erwähnt, um ein Beobachtungsverfahren zur Erfassung der Bindungsqualität zwischen einem Kind und seiner Bezugsperson. Seine Vorteile gegenüber der FST speziell im interkulturellen Kontext wurden im Punkt 2.2.2.3 dargelegt und stellen die Grundlage für seine Verwendung dar.

In seiner aktuellen Version besteht der AQS aus 90 Items, die alle eine Verhaltensbeschreibung des observierten Kindes enthalten. Diese Items werden nach einer mehrstündigen Beobachtung auf einer

neunstufigen Skala eingeschätzt, die von *sehr unpassende Beschreibung des Kindes* bis *sehr passende Beschreibung des Kindes* reicht. Unter anderem bilden die Itembeschreibungen das Wechselspiel zwischen dem Bindungs- und Explorationssystem des Kindes ab, jedoch beziehen sich nicht alle Items auf bindungsrelevante Verhaltensweisen. Anhand einiger Items werden etwa temperamentsbezogene Eigenschaften des Kindes abgebildet. Im Anschluss wird die kindspezifische Itemlegung mit der Legung eines sogenannten *Idealkindes*, also eines fiktiven, optimal sicher gebundenen Kindes, verglichen. Diese Idealkindlegung erfolgte ursprünglich durch ein 43-köpfiges ExpertInnenteam (Waters, 1995) und wurde eigens für den österreichischen Raum vom Arbeitsbereich für Entwicklungspsychologie der Universität Wien ins Deutsche übersetzt und adaptiert (Ahnert, Eckstein-Madry, Supper, Bohlen, Suess, & Suess, 2012). Die Korrelation zwischen der Itemlegung des beobachteten Kindes und des fiktiven Idealkindes ergibt den jeweiligen Bindungswert, welcher zwischen -1 und +1 liegen kann. Je höher der Wert, umso sicherer ist die Bindung. Zudem wird in den meisten Studien ab einem Wert über 0.33 von *sicherer* Bindung gesprochen (vgl. Howes et al., 1990).

Da nicht sämtliche Items auf den malawischen Kontext übertragbar waren, wurden manche inhaltlichen Adaptierungen vorgenommen. So wurden etwa Formulierungen wie *Raum betreten* auf *Sichtweite des Kindes betreten* ausgeweitet, da sich der Großteil des malawischen Alltags im Freien abspielt. Auch Bezeichnungen wie *Spielzeug* mussten großzügiger interpretiert werden, da die meisten Kinder lediglich Alltagsgegenstände zur Verfügung hatten, welche sie in ihr Spiel miteinbeziehen konnten. Darüber hinaus wurde von einem KulturexpertInnenteam eine Idealkindlegung eigens für den malawischen Kulturkreis erstellt, auf welche sich alle ermittelten Bindungswerte beziehen. Da die Übertragbarkeit des *cut-off* Wertes von 0.33 ebenfalls nicht für den malawischen Kulturkreis gesichert war, wird dieser in weiterer Folge nicht verwendet. Es erfolgt also keine dichotome Unterteilung in *unsicher* oder *sicher* gebunden, sondern eine kontinuierliche Abstufung der Bindungssicherheit.

Die genauen Abläufe und Details der sehr komplexen Kulturadaptierung werden ausführlich von Leidwein (in prep.) beschrieben.

3.3 Stichprobe und Deskriptivstatistik der Testverfahren

Während des dreimonatigen Forschungsaufenthaltes in Malawi wurden 90 Familien besucht und observiert. Da das *time investment* Verfahren noch einigen Modifizierungen unterzogen wurde, wurden die ersten Wochen als Trainingsphase gewertet. Somit beläuft sich die mit dem endgültig ausgereiften Verfahren beobachtete Stichprobe auf insgesamt 70 Familien. Da in dieser Arbeit das Forschungsinteresse auf den mütterlichen Investments und der Mutter-Kind-Bindung liegt, wurden des Weiteren drei Kinder aus der Stichprobe ausgeschlossen, die nicht von der Mutter, sondern ihren Großmüttern aufgezogen wurden. Aus diesem Grund beinhaltet die letztendlich verwendete Stichprobe 67 Projektkinder und ebenso viele Mütter, bei denen es sich allesamt laut Eigenangabe um den *primary caretaker* handelte.

Im nächsten Abschnitt soll eine deskriptive Beschreibung dieser 67 Kinder und Mütter erfolgen, die für einen besseren Einblick in ihre Lebensrealität sorgt. Zudem sollen einige der dargestellten Parameter mit landesweiten Zahlen verglichen werden, um festzustellen, wie repräsentativ die Stichprobe für die malawische Gesamtbevölkerung ist. Darüber hinaus wird die Deskriptivstatistik der oben erläuterten angewandten Testverfahren dargestellt. Lediglich die Ergebnisse des *time investments* werden eigens im Zuge der Voranalyse in Punkt 5.1 präsentiert.

3.3.1 Stichprobenbeschreibung der Mütter

3.3.1.1 Aktuelles Alter und Alter bei der Erstgeburt

Das Durchschnittsalter der Mütter betrug 26.5 Jahre ($SD = 7.3$), wobei die jüngste Mutter 16 und die älteste 44 Jahre alt war. Bei der Geburt des Projektkindes waren sie durchschnittlich 24.7 Jahre alt ($SD = 7.3$), ihr erstes Kind hatten die Mütter im Schnitt mit 18.5 Jahren zur Welt gebracht ($SD = 2.7$). Landesweit liegt das Alter bei der Erstgeburt bei 18.9 Jahren (National Statistical Office, 2011), dementsprechend ist diese Stichprobe repräsentativ.

Hier gilt allerdings anzumerken, dass nicht alle Mütter ihr exaktes Geburtsdatum angeben konnten. Auch das Alter der älteren Geschwister der Projektkinder konnte nicht immer genannt werden, da es in manchen Fällen nicht möglich war den *Health Passport*⁴ ausfindig zu machen und die Mütter die Geburtsdaten nicht wussten. So sind zwar sämtliche Geburtsdaten der Projektkinder exakt datiert, bei drei Müttern hingegen war das Geburtsjahr unbekannt, so auch bei fünf erstgeborenen Geschwisterkindern⁵. In diesen Fällen wurde das Alter meist von der Großmutter oder der Mutter selbst geschätzt. Schließt man die Mütter aus, bei denen das Geburtsjahr nicht bekannt war, ändert sich jedoch am Altersschnitt wenig, so liegt dieser bei den 64 Müttern aktuell bei 27 Jahren ($SD = 7.5$), das Alter bei der Geburt der Projektkinder bei 25.2 Jahren ($SD = 7.3$).

⁴ Beim *Health Passport* handelt es sich um ein kleines Heft, in dem alle gesundheitsrelevanten Informationen, wie Impfungen oder medizinische Untersuchungen sowie etwaige Geburten eingetragen werden. Grundsätzlich erhält jedes Kind bei der Geburt einen *Health Passport*, in dem auch sein Geburtsdatum vermerkt ist.

⁵ Der Begriff *Geschwisterkind* beinhaltet auch etwaige erwachsene Geschwister.

3.3.1.2 Familienstand

Fast alle Mütter (93%) gaben an verheiratet zu sein, ein kleiner Teil (6%) war geschieden, eine Mutter war verwitwet. Obwohl fast alle Mütter berichteten verheiratet zu sein, lebte in 18% der Fälle der Vater nicht im selben Haushalt. Dies lag zuweilen daran, dass die Mutter mit einem neuen Mann, der nicht der biologische Vater des Kindes war, verheiratet war, in anderen Fällen hatten die Ehemänner das Dorf verlassen, mitunter um in der Stadt oder im Ausland Arbeit zu finden. Generell gilt anzumerken, dass es sich bei der als *Vater* bezeichneten Person nicht immer um den biologischen Vater des Kindes handelte, sondern teilweise um einen Stiefvater.

3.3.1.3 Schulbildung und Erwerbstätigkeit

Die durchschnittliche Länge des Schulbesuches lag bei den Müttern bei etwa sechs Jahren ($SD = 3.2$). Fünf Mütter (8%) wiesen keinerlei Bildung auf, der höchste Wert lag bei 13 Jahren Schulbildung.

Auf die Frage nach der höchsten besuchten Bildungseinrichtung führten 75% der Mütter an, die *primary school* besucht zu haben, die in Malawi acht Jahre dauert und üblicherweise ab dem siebten Lebensjahr besucht wird (National Statistical Office, 2011). 17% hatten eine *secondary school* besucht, welche vier Jahre dauert und gewöhnlich mit 15 Jahren begonnen wird (National Statistical Office, 2011). Der Schulbesuch ist nicht zwangsläufig mit dem Abschluss der jeweiligen Bildungseinrichtung gleichzusetzen.

Im Vergleich mit den landesweiten Zahlen zeigt sich, dass diese Stichprobe eine etwas höhere und längere Bildung hatte, als die am Land lebende, weibliche, etwa gleichaltrige⁶ Bevölkerung. So weisen unter diesen 17% keinerlei Bildung auf, während 69% eine *primary school* und 14% eine *secondary school* besucht haben. Auch liegt die Länge des durchschnittlichen Schulbesuches der etwa gleichaltrigen, weiblichen Landbevölkerung mit 4.3 Jahren unter dem Wert der beobachteten Stichprobe (National Statistical Office, 2011).

48% der Mütter bezeichneten sich selbst als Hausfrau, während 15% angaben, keiner Tätigkeit nachzugehen. 36% führten an, eine Beschäftigung auszuüben. Jene, die angaben, eine Beschäftigung zu haben, waren überwiegend im Landwirtschaftsbereich tätig, so gaben sie an *farming*, beziehungsweise *piece work*⁷ zu betreiben. Die restlichen Mütter gaben primär an diverse Produkte, wie etwa Nahrungsmittel, zu verkaufen oder ein *business* zu betreiben.

In allen außer einem Fall besaß die Mutter beziehungsweise ihre Familie ein Feld, davon nutzten 41 Familien dies zum Eigenbedarf, in 25 Fällen wurden durch den Verkauf der Ernte zusätzlich finanzielle Gewinne erzielt.

⁶ 15 bis 49 Jahre

⁷ Mit *piece work* wurde üblicherweise Gelegenheitsarbeit, wie etwa Hilfe bei der Ernte, bezeichnet.

3.3.1.4 Religions-, Volksgruppen⁸- und Dorfzugehörigkeit

Etwa die Hälfte der Mütter bekannte sich zum islamischen Glauben, während beinahe alle anderen dem christlichen Glauben angehörten. Lediglich eine Mutter bezeichnete ihre Religion als *african traditional*. Da landesweit nur etwa 13% der malawischen Frauen dem Islam angehören (National Statistical Office, 2011), handelt es sich hierbei um eine landesuntypische Verteilung und stellt eine regionale Ausnahme dar. Der Großteil der Mütter gehörte zur Volksgruppe der Yao (82%), die in der Gesamtbevölkerung Malawis etwa 13% ausmachen (National Statistical Office, 2011).

Mehr als zwei Drittel der Mütter berichteten, mit ihren Kindern in ihrem eigenen Geburtsdorf, also matriloal, zu leben, während die restlichen Mütter im Ursprungsdorf des Vaters ihrer Kinder, also patriloal, ansässig waren. Nur eine Mutter gab an, mit ihrem Kind in einem neuen Dorf zu leben.

3.3.2 Stichprobenbeschreibung der Projektkinder

Die beobachteten Kinder waren durchschnittlich 22 Monate alt ($SD = 4.9$), wobei das jüngste 14 und das älteste 31 Monate alt war. Unter der beobachteten Stichprobe befanden sich 40 weibliche und 27 männliche Kinder. Fast 60% der Schwangerschaften waren der Mutter zufolge geplant gewesen, beinahe alle Kinder wurden im Krankenhaus geboren, nur fünf von ihnen waren Hausgeburten.

57% der Projektkinder waren zum Zeitpunkt der Beobachtung noch nicht entwöhnt. Im Schnitt waren die Kinder, die nicht mehr gestillt wurden, mit etwa 21.4 Monaten entwöhnt worden ($SD = 3.4$). Landesweit werden malawische Kinder durchschnittlich etwa 23 Monate lang gestillt, wobei es wenig Schwankungen zwischen der Stadt- und Landbevölkerung gibt (National Statistical Office, 2011). Diesbezüglich ist die beobachtete Stichprobe somit einigermaßen repräsentativ.

3.3.3 Haushaltsgröße und wahrgenommene Unterstützung bei der Kinderversorgung

3.3.3.1 Anzahl und Alter der Geschwisterkinder

Die Projektkinder hatten im Schnitt 1.8 weitere Geschwisterkinder ($SD = 1.8$), wobei 23 Kinder (34%) Einzelkinder waren und zwei Kinder sechs Geschwister hatten, was das Maximum darstellte. Vergleicht man dies mit den landesweiten Zahlen von durchschnittlich 2.6 Kindern pro Frau⁹ (National Statistical Office, 2011), zeigt sich, dass die beobachtete Stichprobe diesbezüglich wohl als repräsentativ bezeichnet werden kann. Wenig überraschend hatte das Alter¹⁰ der Mutter einen signifikanten positiven Zusammenhang mit der Anzahl ihrer Kinder ($r_s(64) = .84, p < .001$), die Dauer ihrer Schulbildung hingegen einen negativen ($r_s(67) = -.33, p < .01$).

Lediglich vier Projektkinder hatten ein jüngeres Geschwisterkind. Beim Großteil der Geschwister

⁸ In Malawi können über zwölf Volksgruppen unterschieden werden (National Statistical Office, 2011).

⁹ Diese möglicherweise überraschend niedrige Zahl darf nicht verwechselt werden mit der totalen Fruchtbarkeitsrate, die besagt, wie viele Kinder eine Frau am Ende ihrer reproduktiven Phase zur Welt gebracht haben wird und die in Malawi bei 6.1 Kindern liegt (National Statistical Office, 2011).

¹⁰ Exklusive der vier Mütter, die ihr Geburtsjahr nicht kannten

(41%) handelte es sich um Kinder im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren, 27% waren Kleinkinder unter sechs Jahren, 12% waren jugendlich, 18% bereits erwachsen, also über 18 Jahre alt.

3.3.3.2 *Im selben Haushalt lebende Personen*

Da die Fälle, in denen mehr als fünf Personen im Haushalt der Mutter lebten, zu einer Kategorie zusammengefasst wurden, ungeachtet, ob es sich um sechs oder beispielsweise zehn Personen handelte, kann hier nur der Median berechnet werden. Dieser liegt bei drei Personen ($SD = 1.5$), die mit der Mutter zusammenleben. Landesweit beläuft sich die durchschnittliche Größe von Haushalten in ländlichen Gebieten Malawis auf 4.7 Personen, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass der ermittelte Median annähernd repräsentativ ist (National Statistical Office, 2011).

Hier gilt es allerdings anzumerken, dass sich die Frage nach der Haushaltsgröße als relativ schwierig gestaltete, da die Definition *Haushalt* eine ethnozentrische Formulierung des westlichen Kulturkreises darstellt. So bezogen einige Mütter diesen Begriff auf die unmittelbare Hütte, in der sie lebten, andere wiederum weiteten ihn auf den *compound* aus, der mehrere Hütten umfasst, welche sich beispielsweise eine gemeinsame Feuerstelle oder Sanitäranlagen teilen.

Aus diesem Grund wurden die Ergebnisse dieser Frage in weiterer Folge nicht mehr verwendet.

3.3.3.3 *Wahrgenommene Unterstützung bei der Kinderversorgung*

Hierfür wurden die Mütter gefragt, welche Personen sich, abgesehen von ihnen selbst, um das Projektkind kümmerten, wobei Mehrfachnennungen möglich waren. Die Hälfte der Mütter nannte die Großmutter des Projektkindes. Ein Drittel führte an, dass ihre Partner auf das Kind aufpassen würden, beinahe ebenso viele Mütter bezeichneten die Tanten des Kindes als zusätzliche Betreuungspersonen. Etwa 21% der Mütter gaben zudem noch weitere Verwandte, wie beispielsweise Schwägerinnen oder Nichten an. Auffallend ist, dass es sich bei diesen Verwandten fast ausschließlich um weibliche Personen handelte. Onkeln und Großväter wurden nur sehr selten genannt, nicht verwandte Erwachsene nie. Nur eine Mutter gab andere Kinder als Zusatzbetreuung an. 20 Mütter führten zudem an, dass auch ihre anderen leiblichen Kinder sich um das Projektkind kümmern würden, betrachtet man nur die Stichprobe, bei der es Geschwisterkinder¹¹ gab, bedeutet dies, dass diese in 48% der Fälle von der Mutter als *caretaker* angesehen wurden. Somit nehmen Großmütter, knapp gefolgt von den Geschwistern, den wichtigsten Platz in der Kinderbetreuung ein. Väter wurden am dritthäufigsten genannt. Betrachtet man nur die Fälle, in denen sie auch im selben Haushalt lebten, kümmerten sich 40% von ihnen der Mutter zufolge um das Kind. Somit unterstützten 60% der Väter die Mutter laut deren Angaben nicht bei der Kindererziehung, obwohl sie im selben Haushalt lebten.

In sämtlichen Fällen gaben die Mütter jemanden an, der sie bei der Kindererziehung unterstützte, im Schnitt nannte sie zwei Personen ($SD = 1.3$). Das Maximum stellte die Nennung von sieben

¹¹ Zwei Fälle, in denen es ausschließlich jüngere Geschwister im Säuglingsalter gab, wurden hier exkludiert. Somit bezieht sich diese Aussage auf ältere Geschwister.

zusätzlichen Betreuungspersonen dar. Es gilt allerdings anzumerken, dass es sich bei den erwähnten Personen nicht unbedingt um Einzelpersonen, sondern mitunter um abstrahierte Personengruppen handelte, so wurden beispielsweise unter *aunt* in manchen Fällen mehrere Tanten zusammengefasst.

Zusätzlich zur Nennung der Betreuungspersonen wurde die Mutter auch noch gebeten einzuschätzen, wie viele Tage pro Woche und Stunden pro Tag die jeweilige Person sich um das Kind kümmert. Diese Zeitangaben wurden im Nachhinein zu Wochenstunden verrechnet, die in Abbildung 1 ersichtlich sind. Wieder nehmen die Großmütter, gefolgt von den Geschwistern den wichtigsten Platz ein. Im Schnitt kümmerten sich laut den Müttern andere Personen 47 Stunden pro Woche um das Kind ($SD = 40.6$), die Schwankungsbreite der Antworten lag zwischen vier und 192 Wochenstunden.

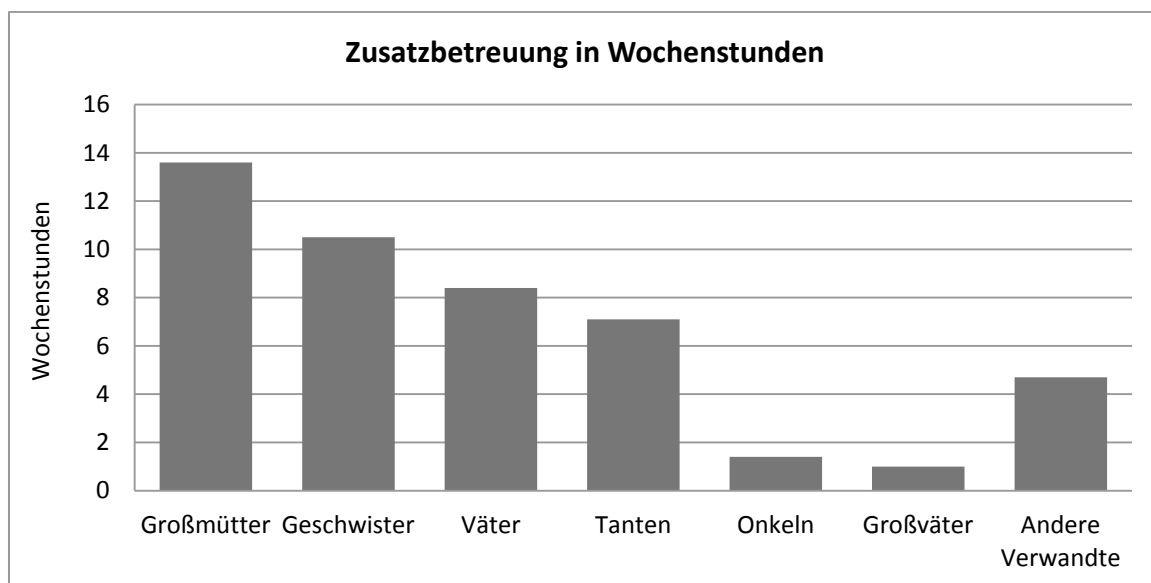


Abbildung 1: Zusatzbetreuung in Wochenstunden: Großmütter (13.6), Geschwister (10.5), Väter (8.4), Tanten (7.1), Onkeln (1.4), Großväter (1.0), andere Verwandte (4.7). Alle Verwandtschaftsangaben sind aus der Sicht des Projektkindes angegeben.

Einiges deutete darauf hin, dass bei den Geschwisterkindern die Schwestern eine wesentlich wichtigere Rolle in der Kinderbetreuung einnahmen als die Brüder. Da bei der Frage nach den zusätzlichen Betreuungspersonen nicht getrennt nach Schwestern oder Brüdern, sondern nur nach Geschwistern insgesamt gefragt wurde, lassen sich die Unterschiede anhand der Fälle, in denen es nur Schwestern beziehungsweise nur Brüder gab, am besten veranschaulichen. In der Gruppe, in der es ausschließlich ältere¹² Schwestern und keine Brüder gab, führten 57% der Mütter an, dass diese Zusatzbetreuungspersonen darstellten. Innerhalb der Gruppe, in der es nur ältere Brüder, aber keine älteren Schwestern gab, waren es nur 17% der Mütter, die angaben, dass diese auf das Kind aufpassen würden. Darüber hinaus hatte die jeweilige Anzahl der vorhandenen älteren Schwestern einen hochsignifikanten Einfluss auf das Ausmaß der Wochenstunden, in denen laut der Mutter die

¹² Insgesamt vier Schwestern waren jünger als das Projektkind selbst. Diese wurden hier exkludiert. Sämtliche Brüder waren älter als das Projektkind. Somit bezieht sich die Diskussion um die Zusatzbetreuung in allen Fällen auf ältere Geschwister.

Geschwisterkinder für das Kind sorgten. Je mehr ältere Schwestern ein Kind hatte, desto mehr Wochenstunden wurden seitens der Geschwister auf das Projektkind geachtet ($r_s(41) = .53, p < .001$). Die Anzahl der Brüder hatte hingegen keinen signifikanten Einfluss auf das Ausmaß der von der Mutter berichteten Wochenstunden. Somit spielten sowohl bei den Geschwisterkindern als auch bei den anderen Verwandten weibliche Personen eine größere Rolle bei der Zusatzbetreuung als männliche.

3.3.4 Deskriptivstatistik des FAST

Durchschnittlich wurden 9.6 Personen auf das FAST-Brett gestellt ($SD = 2.8$), wobei eine Person immer die Mutter selbst symbolisierte. Alle bis auf eine Mutter stellten zudem das Projektkind auf das Brett. Somit befanden sich exklusive Mutter und Projektkind im Schnitt 7.6 ($SD = 2.8$) weitere Personen auf dem Brett. Die Mutter, die am wenigsten Figuren verwendete, stellte inklusive sich selbst und dem Projektkind vier Personen auf, drei Mütter benützten alle 16 Figuren.

Zieht man jene Figuren, die die Mutter selbst und das Projektkind repräsentierten, ab, verbleibt eine Gesamtzahl von 511 verwendeten Figuren. Dabei repräsentierte der Großteil der Figuren, nämlich 23%, Brüder und Schwestern der Mutter. Beinahe gleichviel, nämlich 22%, entfielen auf die Darstellung der leiblichen Kinder der Mutter. 64 von 67 Müttern stellten ebenfalls ihren Partner beziehungsweise den Vater des Projektkindes auf das Brett, diese machten somit 13% der Figuren aus. 12% der Figuren symbolisierten die Eltern der Mutter, wobei die Mehrheit davon (8% der Gesamtzahl) die Mutter der Mutter repräsentierte. Die weiteren Figuren entfielen auf Cousins und Cousins (7%), Tanten und Onkeln (7%), Nichten und Neffen (5%), Großeltern (3%) und Schwiegereltern (2%). Die verbleibenden 6% setzten sich aus anderweitigen Personengruppen, wie etwa *andere Verwandte*, zusammen (siehe Abbildung 2).

3.3.4.1 Zusammenhänge zu demographischen Daten

Wenig überraschend zeigen sich signifikante Zusammenhänge zwischen der FAST-Darstellung und der tatsächlich vorhandenen Kinderanzahl der Mutter. Je mehr leibliche Kinder eine Mutter hatte, desto mehr Figuren repräsentierten diese auch am FAST ($r_s(67) = .91, p < .001$). Dieser Zusammenhang kann als Hinweis auf Verständnis und akkurate Umsetzung der Aufgabenstellung gedeutet werden. Kein signifikanter Zusammenhang konnte zwischen der Anzahl der im selben Haushalt lebenden Personen und der Gesamtzahl¹³ der am FAST-Brett stehenden Figuren ausgemacht werden. Dies könnte dahingehend interpretiert werden, dass die Mutter auch Personen zu ihrer Familie zählt, die nicht in ihrem Haushalt leben. Zum anderen unterstreicht diese Tatsache womöglich auch die bereits besprochene mangelnde Übertragbarkeit des Begriffes *Haushalt* auf die malawische Kultur.

¹³ exklusive Mutter

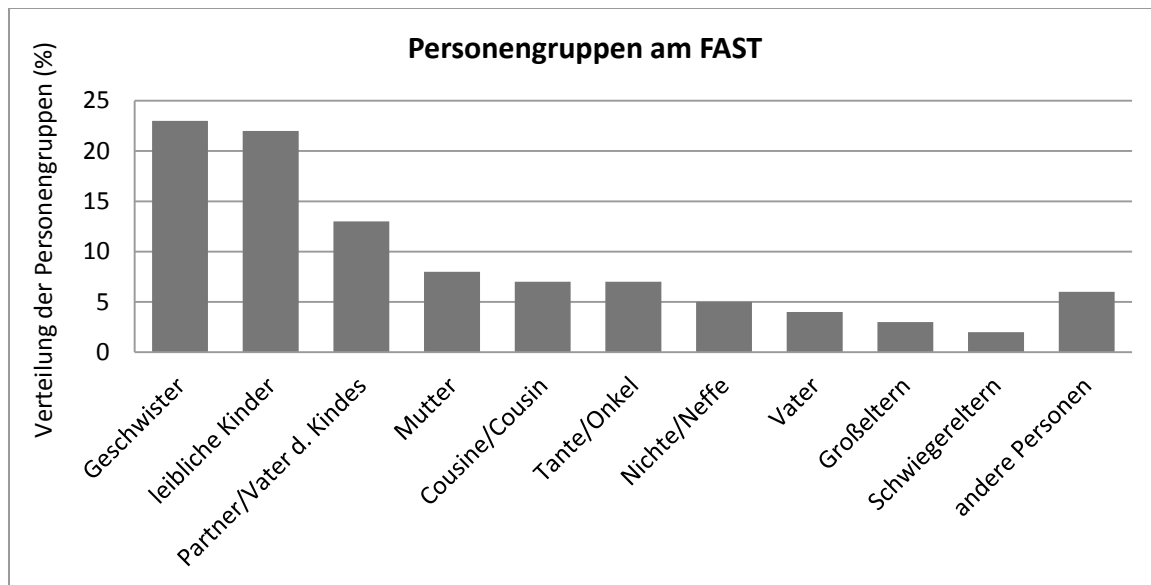


Abbildung 2: Repräsentierte Personengruppen am FAST, exklusive der befragten Mütter selbst und der Projektkinder ($N = 511$ Figuren): Geschwister (23%), leibliche Kinder (22%), Partner/Vater d. Projektkindes (13%), Mutter (8%), Cousinen/Cousins (7%), Tanten/Onkeln (7%), Nichten/Neffen (5%), Vater (4%), Großeltern (3%), Schwiegereltern (2%), andere Personen (6%). Alle Verwandtschaftsangaben aus der Sicht der Mutter.

3.3.5 Deskriptivstatistik des AQS

Der durchschnittliche Bindungswert lag bei 0.44 ($SD = 0.22$), was bei der Verwendung des *cut-off* Wertes (Howes et al., 1990) im Bereich der sicheren Bindung liegen würde. Demnach wären 76% der Kinder sicher gebunden, während ein Viertel eine unsichere Bindung aufweisen würde. Da die Übertragbarkeit dieses Wertes allerdings, wie bereits erläutert, nicht für den malawischen Kulturkreis gesichert ist, wird in Folge Abstand von dieser dichotomen Zuteilung genommen. Die gemittelte Beobachterreliabilität lag bei 0.78 ($SD = .08$), was einer hohen Übereinstimmung entspricht.

3.4 Variablenübersicht und Operationalisierung

Eine kurze Übersicht über die letztendlich zur Klärung der Forschungsfragen verwendeten Variablen und ihrer Operationalisierung soll dem besseren Verständnis des Untersuchungsdesigns dienen.

Tabelle 1

Variablenübersicht

Variablenname	Messinstrument	Variablenbeschreibung	Operationalisierung / Messeinheit
Alter	Sozialanamnese	Alter der Mutter bei Geburt des Projektkindes	Jahre
Bildung	Sozialanamnese	Dauer des Schulbesuches der Mutter	Jahre
	Sozialanamnese	Ausmaß der von Mutter angegebenen/wahrgenommenen Zusatzbetreuung	Wochenstunden
Soziale Unterstützung	FAST	von Mutter dargestellte Familiengröße	Anzahl der verwendeten Figuren
	Time Investment	Ausmaß der tatsächlichen, observierten Zusatzbetreuung	Höhe der Gesamtinteraktion anderer Personen mit Projektkind in Prozent
Mütterliche Investments	Time Investment	Höhe des Gesamtinvestments	Höhe der Anwesenheit und Gesamtinteraktion in Prozent
		Höhe der Investmentformen	Höhe des Pflege-, Sozial- und Körperkontaktes (passiv + aktiv) in Prozent
Mutter-Kind- Bindung	AQS	Bindungsqualität	Bindungswert zwischen -1 und +1

3.5 Verrechnung des Time Investments

Wie bereits in Punkt 3.2.3 dargelegt, diente das *time investment* unter anderem zur Erfassung von Häufigkeiten kindlicher Interaktionen mit anderen Personen. Hierfür wurden zwei unterschiedliche Referenzpunkte bezüglich der Interaktionen mit dem Kind gewählt. *Referenzpunkt 1* stellt die gesamte Beobachtungszeit dar, in der das Kind wach war. Die Interaktionen und Investments werden als Anteil an dieser jeweiligen beobachteten Wachzeit angegeben. Interagiert die Mutter beispielsweise in der Hälfte der beobachteten Wachzeit mit dem Kind, ergibt sich eine Interaktionshäufigkeit von 50%.

Klarerweise steht die jeweilige Anwesenheitshäufigkeit in einem starken und hochsignifikanten Zusammenhang mit der Interaktionshöhe. Je öfter sich etwa die Mutter in der Nähe ihres Kindes befand, desto mehr interagiert sie auch mit ihm ($r(67) = .70, p < .001$). Um die Höhe der Anwesenheit konstant zu halten und somit möglichen mütterlichen Bestrebungen, eine geringe Anwesenheit mit verstärkter Interaktion zu kompensieren, Raum zu gewähren, wurde ein weiterer Referenzpunkt gewählt. *Referenzpunkt 2* stellt die Beobachtungszeit dar, in der das Kind wach *und* die Mutter anwesend war.

Wurde ein Projektkind beispielsweise 180 Minuten lang beobachtet, war die Mutter in 50 Minuten dieser Zeit anwesend und interagiert sie während ihrer Anwesenheit 40 Minuten lang mit dem Kind, würde die Anwesenheitshäufigkeit 27% betragen, die Interaktionszeit, die sich auf *Referenzpunkt 1* bezieht, 22% und die Interaktionszeit, die sich auf *Referenzpunkt 2* bezieht, 80%.

In Folge werden für Referenzpunkt 1 die Abkürzung *BZ* (Beobachtungszeit) gewählt, für Referenzpunkt 2 hingegen *AZ* (Anwesenheitszeit). Falls nicht anders vermerkt, beziehen sich alle Ergebnisse auf Referenzpunkt 1 (BZ).

Zusätzlich zu den zwei verschiedenen Referenzpunkten gibt es ebenfalls zwei Bedingungen unter denen etwaige Interaktionen stattfinden konnten. *Bedingung 1 (Bed 1)* stellt dabei den für das Kind stressfreien Alltag dar, was daran ersichtlich war, dass es zum Beobachtungszeitpunkt keine negativen Emotionen zeigte, also weder weinte noch quengelte und auch innerhalb der letzten 60 Sekunden keinen Unmut äußerte. *Bedingung 2 (Bed 2)* umfasst hingegen jene Situationen, in denen das Kind durch Weinen oder Quengeln sein Missfallen äußert und somit signalisiert, gestresst oder unbefriedigt zu sein. Auch hier werden alle kindlichen Signale berücksichtigt, die exakt zum Beobachtungszeitpunkt oder innerhalb der zurückliegenden 60 Sekunden auftraten. Während *Bedingung 1* insgesamt 95% der BZ ausmacht, umfasst *Bedingung 2* lediglich 5%.

In Folge sollen ausgewählte Interaktionen hinsichtlich der beiden Bedingungen verglichen werden. Falls nicht anders vermerkt, handelt es sich um Interaktionen, die unter Bedingung 1 auftraten.

Tabelle 2 stellt die erläuterten Begriffe nochmals überschaubar dar.

Tabelle 3 dient zur Übersicht der im *time investment* observierten Interaktionsformen.

Tabelle 2*Time Investment Glossar I*

Begriff	Abkürzung	Erklärung
Referenzpunkt 1	BZ	Beobachtungszeit, in der das Kind wach war (<i>Beobachtungszeit</i>)
Referenzpunkt 2	AZ	Beobachtungszeit, in der das Kind wach und die Mutter anwesend war (<i>Anwesenheitszeit</i>)
Interaktion unter Bedingung 1	Bed 1	Interaktion erfolgt, während Kind weder weint noch quengelt oder innerhalb der letzten 60 Sekunden geweint/gequengelt hat
Interaktion unter Bedingung 2	Bed 2	Interaktion erfolgt während Kind weint/quengelt oder binnen 60 Sekunden, nachdem das Kind geweint/gequengelt hat

Note. Wenn nicht anders vermerkt, wird in Folge von Referenzpunkt 1 (BZ) und Bedingung 1 (Bed 1) gesprochen.

Tabelle 3*Time Investment Glossar II*

Bezeichnung	Variable	Interaktionsform	Erklärung
Gesamtinvestment	Anwesenheit		Person befindet sich in Greif- oder Sichtnähe des Kindes
	Gesamtinteraktion		Person interagiert in irgendeiner Form mit dem Kind (inkludiert Pflege-, Sozial-, Körperkontakt und sonstiges)
Investmentformen	Pflegekontakt	pflegen	Person pflegt das Kind (z.B. füttern)
	Sozialkontakt	kommunizieren, spielen	Person kommuniziert oder spielt mit dem Kind (z.B. necken)
	Körperkontakt	passiver Körperkontakt	Person hat außerhalb von Pflegesituationen Körperkontakt mit dem Kind (z.B. Kind sitzt am Schoß oder wird getragen)
		aktiver Körperkontakt	Person liebkost das Kind (z.B. küssen)

Note. Weder Körperkontakt noch Gesamtinteraktion beinhalten „körperliche Bestrafung“.

4 Forschungshypothesen

Die statistische Überprüfung der folgenden Hypothesen soll die Beantwortung der aus der Literatur abgeleiteten, in Punkt 2.3 dargelegten, Forschungsfragen ermöglichen. Die verwendeten Variablen wurden in Tabelle 1 und Tabelle 3 dargestellt. Dementsprechend umfasst beispielsweise die Bezeichnung *mütterliche Investments* sowohl die Höhe des *Gesamtinvestments*, welche durch die Anwesenheitshöhe und die Gesamtinteraktionshöhe operationalisiert wurde, sowie die spezifischen *Investmentformen*, die sich aus Pflege-, Sozial- und passivem sowie aktivem Körperkontakt zusammensetzen.

Voranalyse: Wie gestaltet sich das mütterliche Investment in Malawi?

Da es sich hierbei um eine rein deskriptive Beschreibung der Lebensrealität der Projektkinder und ihrer Mütter handelt, wurden keine expliziten Hypothesen formuliert. Folgende Fragen stehen allerdings im Fokus:

- a. Wie hoch ist das Gesamtinvestment der Mutter in das Kind?
- b. Welche mütterlichen Investmentformen finden hauptsächlich statt?
- c. Welche Rolle nimmt die Mutter hinsichtlich der Investments im Vergleich zu anderen Personen ein?

Forschungsfrage 1: Welche Variablen haben einen Einfluss auf das mütterliche Investment?

Da bezüglich der Bildung der Mutter und ihrem Alter in der Literatur überwiegend positive Zusammenhänge zu ihren Investments gefunden wurden (siehe Punkt 2.3.2), wurden die entsprechenden Hypothesen gerichtet formuliert. Der Einfluss der sozialen Unterstützung ist, wie ebenfalls in Punkt 2.3.2 erläutert, kontrovers, weshalb die Hypothese ungerichtet formuliert wurde.

- | | |
|--------------|--|
| Hypothese 1: | Je höher die Bildung der Mutter, desto höher die mütterlichen Investments |
| Hypothese 2: | Je höher das Alter der Mutter, desto höher die mütterlichen Investments |
| Hypothese 3: | Das Ausmaß der sozialen Unterstützung hat einen Einfluss auf die Höhe der mütterlichen Investments |

Forschungsfrage 2: Hat das mütterliche Investment einen Zusammenhang zur Mutter-Kind-Bindung?

Da sich in der Literatur sehr viele positive Zusammenhänge des Gesamtinvestments und der unterschiedlichen Investmentformen zur Mutter-Kind-Bindung finden lassen (siehe Punkt 2.3.3), wurden die Hypothesen gerichtet formuliert.

- | | |
|--------------|--|
| Hypothese 4: | Je höher das mütterliche Gesamtinvestment, desto höher der Bindungswert |
| Hypothese 5: | Je höher die mütterlichen Investmentformen, desto höher der Bindungswert |

5 Ergebnisse

Die statistische Auswertung wurde mit SPSS (Version 22.0) durchgeführt. In Folge werden alle Ergebnisse mit $p < .05$ als statistisch signifikant interpretiert, solche mit $p < .001$ als hochsignifikant. Effektstärken werden nach Cohen (1992) ab $r = .10$ als klein, ab $r = .30$ als mittel und ab $r = .50$ als groß angegeben. Sämtliche Berechnungen wurden, wenn nicht anders vermerkt, über die Gesamtstichprobe ($N = 67$) durchgeführt. Da vier Kinder niemals weinten oder quengelten, beläuft sich Bedingung 2 auf eine Stichprobe von 63 Kindern. Um einen besseren Lesefluss zu ermöglichen, findet sich der Großteil der Ergebnisse inklusive statistischer Kennwerte im Anhang (Abschnitt 1C).

5.1 Ergebnisse der Voranalyse: Die Gestaltung der mütterlichen Investments

Es folgt eine deskriptive Beschreibung der observierten Investments der Mütter und anderer Personen. Zur Berechnung von Unterschieden wurden Mittelwertvergleiche gerechnet, für Zusammenhänge Korrelationen.

5.1.1 Höhe des Gesamtinvestments

5.1.1.1 Anwesenheit

Betrachtet man, wie oft sich bestimmte Personen(-gruppen) während der beobachteten Wachzeit (BZ) in Greif- oder Sichtnähe des Kindes aufhielten, wird deutlich, dass die Mutter im Vergleich zu sämtlichen anderen Personen am häufigsten, nämlich in durchschnittlich 57% der BZ anwesend war ($SD = 0.19$). Jene Mutter, die am wenigsten präsent war, befand sich nur in 8% der BZ in der Nähe ihres Kindes, zwei Mütter waren über 89% der BZ anwesend. Männliche und weibliche Kinder waren am zweit- beziehungsweise dritthäufigsten in der Nähe des Projektkindes, gefolgt von weiblichen Verwandten. Väter waren lediglich in 10% der Zeit anwesend ($SD = 0.14$), betrachtet man wieder nur die 55 Fälle, in denen diese auch im selben Haushalt lebten, steigt der Mittelwert ihrer Anwesenheit auf 12% ($SD = 0.15$). 16 Väter waren zu keinem Zeitpunkt anwesend, obwohl sie laut Mutter im selben Haushalt lebten. Zieht man ebenso nur die Fälle in Betracht, in denen es überhaupt Schwestern beziehungsweise Brüder gab, waren erstere in 44% ($SD = 0.27$) der Zeit in der Nähe des Kindes, während die Brüder in 31% ($SD = 0.25$) der BZ präsent waren. Eine graphische Übersicht inklusive der separat betrachteten Anwesenheit der Väter und Geschwister in den eben beschriebenen Teilstichproben wird in Abbildung 3 dargestellt, alle statistischen Kennwerte finden sich in Tabelle 5 im Anhang.

Die *Anwesenheit* einzelner Personengruppen bedeutet hierbei nicht, dass *exakt*, sondern vielmehr *mindestens* eine Person dieser Gruppe anwesend war. Dabei kann es auch sein, dass mehrere Vertreter einer Personengruppe präsent waren, so befanden sich beispielsweise in 19% ($SD = 0.16$) der Zeit mehr als nur *ein* männliches Kind rund um das Projektkind, in 10% ($SD = 0.06$) sogar mehr als zwei.

Ebenso ist es möglich, dass mehrere Personengruppen gleichzeitig anwesend waren, beispielsweise weibliche und männliche Kinder. Für eine bessere Darstellung wurden die einzelnen Personengruppen in einem weiteren Schritt abstrahiert und zu *Kinder*, *Erwachsene* und *Geschwister* zusammengefasst. Mit diesem Vorgehen zeigt sich, dass die Mutter zwar immer noch am häufigsten präsent, allerdings beinahe gleich oft, nämlich in 56% der BZ ($SD = 0.22$) zumindest *ein* Kind (männlich, weiblich oder Kleinkind) anwesend war. Fasst man alle Erwachsenen zusammen und betrachtet, wie häufig sich zumindest eine Person dieser Gruppe (Vater, Großmutter, Großvater, weibliche Verwandte, männliche Verwandte, weibliche Erwachsene oder männliche Erwachsene) in der Nähe des Kindes aufhielt, zeigt sich, dass dies in 48% ($SD = 0.21$) der Fall war. In etwa 32% ($SD = 0.32$) der BZ war zumindest eine Schwester oder ein Bruder präsent. Unter der Voraussetzung, dass es zumindest ein Geschwisterkind gibt, erhöht sich der Durchschnittswert ihrer Anwesenheit auf 48% ($SD = 0.27$) (siehe auch Abbildung 4). Überprüft man die Unterschiede zwischen den Müttern und den anderen Personengruppen auf ihre statistische Signifikanz, zeigt sich, dass sich die Mütter beinahe von allen anderen signifikant unterscheiden. Lediglich zu der Gesamtgruppe der Kinder gibt es keinen signifikanten Unterschied, das heißt, dass während des Beobachtungszeitraumes die Mutter nicht öfter präsent war, als zumindest ein anderes Kind. Lässt man die Fälle außer Acht, in denen es keine Geschwisterkinder gibt, zeigt sich, dass diese als Gesamtgruppe betrachtet ebenfalls gleich oft präsent sind wie die Mutter, einzeln betrachtet gilt das allerdings nur für die Schwestern. Alle relevanten statistischen Kennwerte der Mittelwertunterschiede sind in Tabelle 5 im Anhang dargestellt, die signifikanten Unterschiede wurden ferner in Abbildung 3 und Abbildung 4 gekennzeichnet.

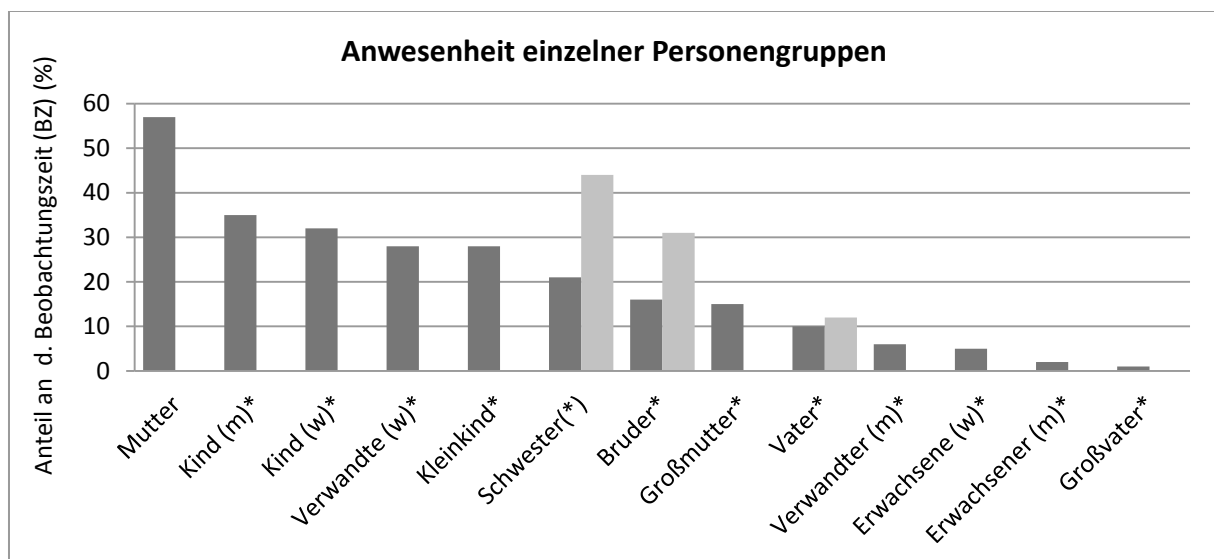


Abbildung 3: Anwesenheit mindestens einer Person der jeweiligen Personengruppe: Mutter (57%), Kinder männlich (35%), Kinder weiblich (32%), Verwandte weiblich (28%), Kleinkinder (28%), Schwestern (21% bzw. 44%), Brüder (16% bzw. 31%), Großmütter (15%), Väter (10% bzw. 12%), Verwandte männlich (6%), Erwachsene weiblich (5%), Erwachsene männlich (2%), Großväter (1%). Teilstichprobe Väter: unter Voraussetzung, dass sie im selben Haushalt lebten ($N = 55$). Teilstichprobe Schwester/Bruder: unter Voraussetzung, dass es mindestens eine/n Schwester/Bruder gab ($N = 32/35$). *signifikanter Unterschied zur Mutter. (*)signifikanter Unterschied zur Mutter nur in Gesamtstichprobe, nicht in Teilstichprobe

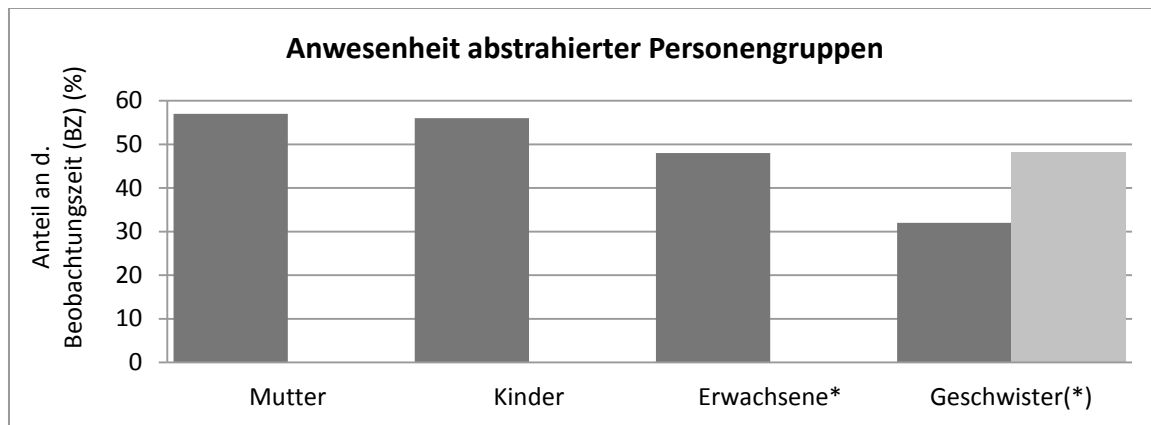


Abbildung 4: Anwesenheit mindestens einer Person der abstrahierten Gruppe: Mutter (57%), Kinder: umfasst männliche und weibliche Kinder sowie Kleinkinder (56%), Erwachsene: umfasst Väter, Großeltern und sonstige verwandte sowie nicht verwandte Erwachsene (48%), Geschwister (32% bzw. 48%). Teilstichprobe Geschwister: unter Voraussetzung, dass es mindestens ein Geschwisterkind gibt ($N=44$). *signifikanter Unterschied zur Mutter. (*)signifikanter Unterschied zur Mutter nur in Gesamtstichprobe, nicht in Teilstichprobe

Die meiste Zeit war die Mutter nicht *exklusiv*, sondern gleichzeitig mit anderen Personen anwesend. So war das Projektkind in nur durchschnittlich 11% ($SD = 0.09$) der BZ alleine mit der Mutter. In 12% der Zeit war es alleine ($SD = 0.08$), wobei sich andere Personen eventuell in Hörnähe befanden, was nicht zur *Anwesenheit* gezählt wurde.

5.1.1.2 Gesamtinteraktion

Betrachtet man die Höhe der Gesamtinteraktion, zeigt sich, dass die typische malawische Mutter im stressfreien Alltagsverlauf (Bed 1) in 25% ($SD = 0.12$) der Zeit mit ihrem Kind in irgendeiner Form interagierte. In anderen Worten ausgedrückt, interagierten die Mütter in 75% der BZ *nicht* mit ihren Kindern. Betrachtet man nur die Fälle, in denen die Mutter auch wirklich anwesend war (AZ), erhöht sich der Durchschnittswert der Gesamtinteraktion auf 45% ($SD = 0.16$). Im Umkehrschluss bedeutet dies wiederum, dass die typische malawische Mutter in 55% der Zeit nicht mit ihrem Kind interagierte, obwohl sie sich in seiner Nähe befand. Äußerte das Kind negative Emotionen (Bed 2), interagierten die Mütter in 48% ($SD = 0.2$) der Fälle (BZ) mit ihm. Die Bandbreite der Reaktionshäufigkeit war sehr groß, so reagierte eine Mutter beispielsweise nie auf das Weinen oder Quengeln ihres Kindes, während eine andere Mutter in sämtlichen Fällen reagierte. Lässt man wiederum die Zeit außer Acht, in denen die Mütter gar nicht anwesend waren, zeigt sich, dass sie in 66% ($SD = 0.2$) der Fälle (AZ) auf das Weinen oder Quengeln ihrer sich in der Nähe befindenden Kinder reagierten. Demnach reagierten sie in einem Drittel der Fälle nicht auf deren Unmutsäußerungen, obwohl sie sich in Greif- oder Sichtnähe befanden. Die Steigerung der Interaktionshäufigkeit als Reaktion auf negative Emotionen im Vergleich zum stressfreien Alltagsverlauf ist signifikant und stellt einen starken Effekt dar (BZ) ($M_1 = 0.26$, $SE_1 = 0.02$, $M_2 = 0.48$, $SE_2 = 0.03$, $t(62) = -9,6$, $p < .001$, $r = .77$).

Vergleicht man die Mutter mit *allen* anderen Personen ($M = 0.28$, $SD = 0.12$) zusammengerechnet, zeigt sich, dass sich ihre Gesamtinteraktion (Bed 1) im Ausmaß nicht von jener der anderen unterscheidet. Unterteilt man jedoch die anderen Personen in die Subgruppen von Erwachsenen ($Mdn_1 = 0.08$), Kindern ($Mdn_2 = 0.11$) und Geschwistern ($Mdn_3 = 0.02$), wird deutlich, dass die Mutter ($Mdn = 0.25$) signifikant mehr mit dem Projektkind interagiert ($T_1 = 183$, $p_1 < .001$; $T_2 = 368$, $p_2 < .001$; $T_3 = 62$, $p_3 < .001$). Weint oder quengelt das Kind (Bed 2), reagiert die Mutter ($Mdn = 0.50$) sogar signifikant häufiger als alle anderen Personen zusammengefasst ($Mdn = 0.25$, $T = 480$, $p < .001$). Während, wie bereits erwähnt, die mütterliche Interaktion signifikant ansteigt, wenn das Kind negative Emotionen ausdrückt, ist dies bei den anderen Personengruppen nicht der Fall. Abbildung 5 zeigt die Interaktionshäufigkeit der Mutter und verschiedener Personengruppen in beiden Bedingungen.

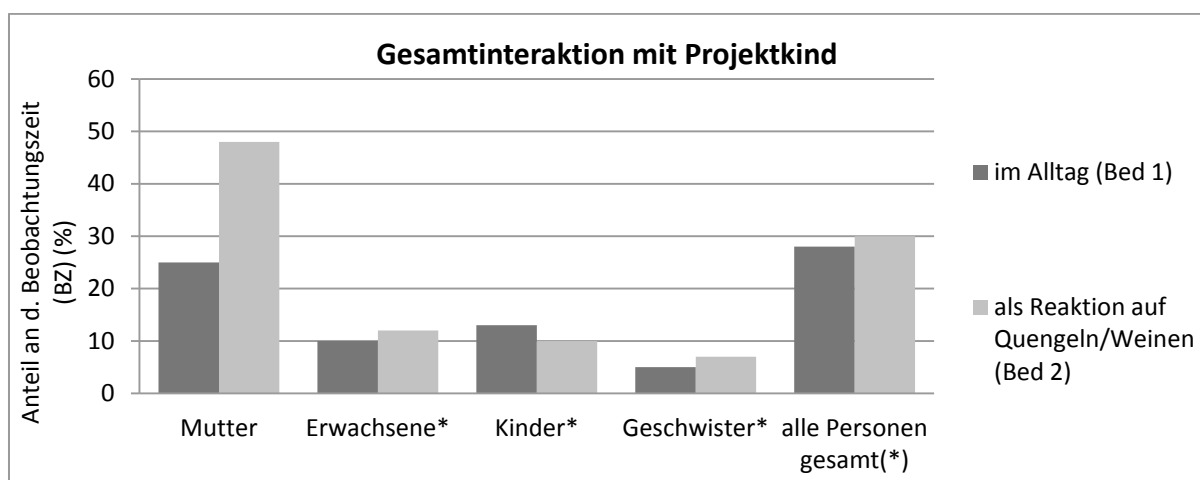


Abbildung 5: Gesamtinteraktion im Alltag (Bed 1) (Mutter: 25%, Erwachsene: 10%, Kinder: 13%, Geschwister: 5%, alle Personen außer Mutter gesamt: 28%) und als Reaktion auf das quengelnde/weinende Kind (Bed 2) (Mutter: 48%, Erwachsene: 12%, Kinder: 10%, Geschwister: 7%, alle Personen außer Mutter gesamt: 30%). *signifikanter Unterschied zur Mutter in beiden Bedingungen. (*)signifikanter Unterschied zur Mutter nur in Bed 2

5.1.2 Höhe der einzelnen Investmentformen

In weiterer Folge können verschiedene Interaktionsformen unterschieden werden. Differenziert werden Pflgetätigkeiten, passiver und aktiver Körperkontakt und Sozialkontakt. Passiver Körperkontakt erfolgt außerhalb von Pflgetätigkeiten. Es gilt hierbei anzumerken, dass über 90% der Pflgetätigkeiten in Kombination mit Körperkontakt ausgeführt wurden, dies aber weiterhin als *Pflege* und nicht als *Körperkontakt* bezeichnet und gesondert betrachtet wird.

Im stressfreien Alltag (Bed 1) hat die Mutter in 6% ($SD = 0.05$) der BZ Pflegekontakt mit ihrem Kind. In 13% ($SD = 0.1$) der BZ hat sie hingegen passiven und aktiven Körperkontakt mit ihm. Dabei entfällt der Großteil, nämlich 12% ($SD = 0.1$) auf passiven Körperkontakt. Lediglich 1% ($SD = 0.02$) der Zeit wird das Kind liebkost. Darüber hinaus kommuniziert oder spielt die Mutter in 12% ($SD = 0.07$) der Zeit mit dem Kind. Sozialkontakt ($Mdn_1 = 0.1$) kommt also gleich oft vor wie Körperkontakt ($Mdn_2 = 0.11$), beide übertreffen das Ausmaß der pflegerischen Tätigkeiten ($Mdn = 0.05$) in signifikanter Weise ($T_1 = 300$, $p_1 < .001$; $T_2 = 274$, $p_2 < .001$). Das bedeutet, dass die Interaktionen

zwischen den malawischen Müttern und ihren Kindern zum größten Teil aus nicht pflegerischen Tätigkeiten bestehen. Weint oder quengelt das Kind (Bed 2), übt die Mutter in 17% ($SD = 0.2$) der Zeit Pflegetätigkeiten aus, während sie in 24% ($SD = 0.18$) der Fälle mit Körperkontakt reagiert, wobei nur 2.6% auf aktiven Körperkontakt entfallen. Ebenso häufig wie mit Körperkontakt reagiert sie mit Sozialkontakt. Wieder interagiert die Mutter also signifikant häufiger mit Sozialkontakt ($Mdn_1 = 0.24$) und Körperkontakt ($Mdn_2 = 0.24$) als mit Pflege ($Mdn = 0.14$) $T_1 = 331, p_1 < .01$; $T_2 = 626, p_2 < .05$ (1-tailed) (siehe Abbildung 6).

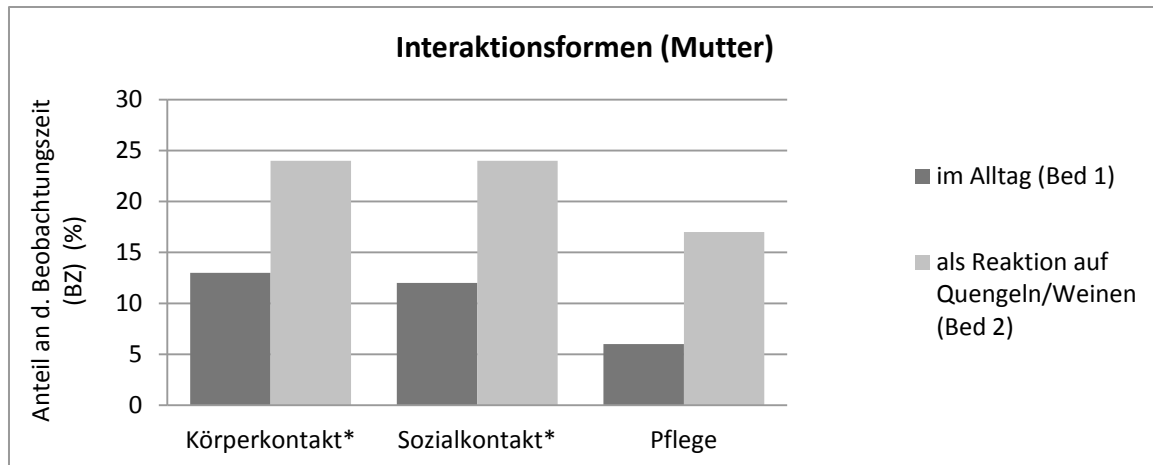


Abbildung 6: Interaktion zwischen Mutter und Kind im Alltag (Bed 1) (Körperkontakt: 13% (davon aktiv: 1%), Sozialkontakt: 12%, Pflege: 6%) und als Reaktion auf Quengeln oder Weinen (Bed 2) (Körperkontakt: 24% (davon aktiv: 2.6%), Sozialkontakt: 24%, Pflege: 17%). *signifikanter Unterschied zur Häufigkeit der Pflege in beiden Bedingungen.

Sobald das Kind weint oder durch Quengeln seinen Unmut äußert, steigt die mütterliche Interaktion binnen einer Minute signifikant an, dies trifft, wie bereits angemerkt, auf die Gesamtinteraktion zu, aber auch auf sämtliche Einzelformen der Interaktion. Lediglich der aktive Körperkontakt nimmt nicht in signifikanter Weise zu. Alle hierfür relevanten statistischen Kennwerte sind in Tabelle 6 angeführt.

5.1.2.1 Mutter im Vergleich zu anderen Personen

Inwiefern sich die Mutter hinsichtlich der einzelnen Interaktionsformen von anderen Personen unterscheidet, ist mit allen relevanten statistischen Kennwerten in Tabelle 7 im Anhang angeführt und in Abbildung 7 dargestellt. Zusammengefasst lässt sich für Bedingung 1 sagen, dass die Mutter in den Pflegetätigkeiten gegenüber allen anderen Personen zusammengekommen signifikant überwiegt. In den restlichen Interaktionsformen liegt sie mit den anderen Personen gleich auf, lediglich beim Sozialkontakt überwiegen die anderen als Gesamtgruppe gegenüber der Mutter. Unterteilt man diese Gesamtgruppe jedoch wieder in Erwachsene, Kinder und Geschwister, zeigt sich, dass die Mutter ($Mdn = 0.11$) gegenüber den Erwachsenen ($Mdn = 0.06, T = 542, p < .01$) und den Geschwistern ($Mdn = 0.01, T = 249, p < .001$) auch hinsichtlich des Sozialkontaktes dominiert. Bloß mit anderen Kindern hat das Projektkind gleich viel Sozialkontakt wie mit seiner Mutter. Weint oder quengelt das Kind (Bed 2), überwiegt der Kontakt mit der Mutter in fast allen Bereichen gegenüber allen anderen als

Gesamtgruppe betrachtet. Bloß beim Sozialkontakt und beim aktiven Körperkontakt hält sie sich mit den anderen die Waage. Diese Tatsache ändert sich jedoch auch wieder nach Aufsplittung der Gesamtgruppe, so überwiegt die Mutter ($Mdn = 0.24$) im Ausmaß des Sozialkontaktes gegenüber Erwachsenen, Kindern und Geschwistern ($Mdn_1 = 0.05$, $T_1 = 263$, $p_1 < .001$; $Mdn_2 = 0.02$, $T_2 = 206$, $p_2 < .001$; $Mdn_3 = 0.00$, $T_3 = 141$, $p_3 < .001$). Beim aktiven Körperkontakt (Bed 2) unterscheidet sich die Mutter ($Mdn = 0.00$) ebenfalls signifikant von anderen Erwachsenen ($Mdn = 0.00$, $T = 45$, $p < .01$) und Geschwistern ($Mdn = 0.00$, $T = 22$, $p < .01$), jedoch nicht von der Gruppe der Kinder.

Abgesehen vom Sozialkontakt (Bed 1) liegt die Mutter somit mit der Gesamtgruppe aller anderen Personen in sämtlichen Bereichen zumindest gleich auf.

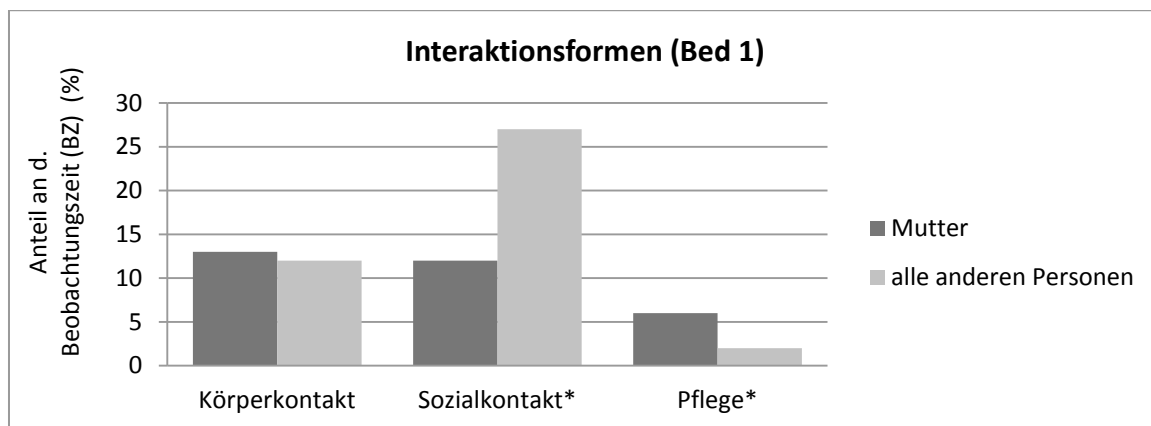


Abbildung 7: Verschiedene Arten der Interaktion im Alltag (Bed 1) von der Mutter (Körperkontakt: 13% (davon aktiv: 1%), Sozialkontakt: 12%, Pflege: 6%) und allen anderen Personen (Körperkontakt: 12% (davon aktiv: 1%), Sozialkontakt: 27%, Pflege: 2%). *signifikanter Unterschied zwischen anderen Personen und Mutter

5.1.3 Sonstige Gruppenunterschiede

Um mögliche Störeinflüsse zu berücksichtigen, wurde untersucht, ob es Unterschiede zwischen gestillten und entwöhnten Kindern gibt. Es zeigte sich, dass letztere signifikant weniger Gesamtinteraktion (Bed 1) mit der Mutter haben, was sich allerdings lediglich durch das unterschiedliche Ausmaß an Pflege zu ergeben scheint, welches bei gestillten Kindern höher ist. Sozialer und Körperkontakt bleiben in ihrem Umfang hingegen gleich, so auch die Gesamtinteraktion in Bedingung 2 (siehe Tabelle 8 im Anhang).

Um besonders wichtige Personengruppen zu identifizieren, wurde zudem darauf geachtet, welche sich signifikant bei der Interaktion mit den Projektkindern hervorheben. Hierbei wurde deutlich, dass es unter den Erwachsenen einen großen Geschlechtereffekt gibt. So interagieren weibliche Erwachsene wie Großmütter oder Tanten in beiden Bedingungen signifikant häufiger mit dem Projektkind als männliche Erwachsene, selbst wenn man den Vater inkludiert (siehe Tabelle 9 im Anhang).

Betrachtet man die Teilstichprobe ($N = 23$), in der es mindestens eine ältere Schwester sowie einen älteren Bruder gibt, zeigt sich, dass in Bedingung 1 Schwestern signifikant mehr Gesamtinteraktion mit dem Projektkind haben als Brüder ($Mdn_1 = 0.04$, $Mdn_2 = 0.03$, $T(23) = 32$, $p < .01$).

5.2 Ergebnisse der Forschungsfrage 1: Einflüsse auf die mütterlichen Investments

Die konkrete Definition beziehungsweise Operationalisierung der verwendeten Begriffe wurde bereits in Punkt 3.4 und 3.5 angegeben. Da es andernfalls den Rahmen der vorliegenden Arbeit übersteigen würde, wird ab sofort nur mehr auf Bedingung 1 eingegangen. Folgende Hypothesen stehen, wie bereits angeführt, im Forschungsinteresse:

- Hypothese 1: Je höher die Bildung der Mutter, desto höher die mütterlichen Investments
- Hypothese 2: Je höher das Alter der Mutter, desto höher die mütterlichen Investments
- Hypothese 3: Das Ausmaß der sozialen Unterstützung hat einen Einfluss auf die Höhe der mütterlichen Investments

5.2.1 Hauptkomponentenanalyse 1: Mütterliche Investmentformen

Da die einzelnen mütterlichen Interaktionsformen teilweise stark untereinander korrelierten, wurde im Zuge einer Hauptkomponentenanalyse versucht, voneinander unabhängige Interaktionsformen herauszukristallisieren, beziehungsweise voneinander abhängige Formen zu bündeln. Konkret waren die Interaktionsformen *aktiver Körperkontakt*, *passiver Körperkontakt*, *spielen*, *kommunizieren* und *pflegen*¹⁴ alle mit je mindestens einer anderen, mit einem Mindestzusammenhang von $r = .33$, $p < .01$, korreliert. Das Kaiser-Meyer-Olkin-Maß lag mit 0.61 über dem Durchführungskriterium von 0.5, ferner war der Bartlett-Test auf Sphärizität signifikant ($\chi^2(67) = 47.1$, $p < .001$). Alle Diagonalen der Anti-Image-Korrelations-Matrix waren höher als .5, was für die Inklusion aller Items spricht. Des Weiteren lagen die Kommunalitäten über .47 (siehe Tabelle 4), was ebenfalls darauf schließen lässt, dass die Interaktionsformen gemeinsame Varianz miteinander teilen (Backhaus, Erichson, Plinke, & Weiber, 2003). Aufgrund der geeigneten Voraussetzungen wurde die Hauptkomponentenanalyse über alle fünf Variablen gerechnet.

Dabei zeigte sich, dass anhand zweier Komponenten insgesamt 65% der Varianz erklärt werden konnten, wobei die erste Komponente 39%, die zweite 26% erklärte. Um die Interpretation zu erleichtern, wurde zudem eine Varimax-Rotation durchgeführt. Tabelle 4 zeigt die Ladungen sowie die Kommunalitäten der beiden rotierten Komponenten. Hierbei wird deutlich, dass die Interaktionsformen *kommunizieren* und *spielen*, die bisher als Sozialkontakt zusammengefasst wurden, gemeinsam mit dem *passiven Körperkontakt* eine Komponente bilden, während der *aktive Körperkontakt* und die *Pflege*tätigkeiten zu einer zweiten Komponente zusammengefasst werden können. In Folge wird in Anlehnung an Gibson und Lawson (2011) von der zweiten Komponente als *base investments* gesprochen, die erste Komponente wird als *surplus investments* bezeichnet.

Die einzelnen Investmentformen werden in Folge nicht mehr berücksichtigt.

¹⁴ Da die Tatsache, ob die Kinder abgestillt waren, einen Einfluss auf die Höhe der mütterlichen Pflege hatte (Punkt 5.1.3), wurden Stilltätigkeiten exkludiert. Auch bei Inklusion bliebe das Muster der Ergebnisse gleich.

Tabelle 4*Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse mit Varimaxrotation*

	Komponente 1 (<i>surplus investments</i>)	Komponente 2 (<i>base investments</i>)	Kommunalitäten
kommunizieren	.80		.65
spielen	.83		.69
passiver Körperkontakt	.68		.47
aktiver Körperkontakt		.86	.75
pflegen *		.82	.71

Note. $N = 67$. Faktorladungen $< .3$ werden nicht angeführt. * stillen wurde nicht berücksichtigt.
 Alle Interaktionsformen beziehen sich auf Bedingung 1 (BZ) des time investments.

5.2.2 Hypothese 1 und Hypothese 2: Einfluss von Bildung und Alter der Mutter

Zur Beantwortung von Hypothese 1 und Hypothese 2 wurde eine multiple Regression gerechnet, bei der sowohl die Bildung der Mutter als auch ihr Alter bei der Geburt des Projektkindes als Prädiktor für die Höhe der mütterlichen Investments herangezogen wurden. Da drei Mütter ihr genaues Geburtsjahr nicht angeben konnten, wurden sie aus der Regressionsanalyse exkludiert ($N = 64$). Die statistischen Kennwerte der Regressionsanalyse finden sich in Tabelle 10 im Anhang.

Es konnte gezeigt werden, dass die Bildung und das Alter der Mutter 16% der Varianz der Höhe der mütterlichen Gesamtinteraktion (AZ) erklären und somit signifikante Prädiktoren für diese Variable darstellen. Je älter die Mütter bei der Geburt des Projektkindes waren und je länger sie eine Schule besucht hatten, desto häufiger interagierten sie in irgendeiner Form mit dem Kind, sofern die Anwesenheitszeit (AZ) und nicht die Beobachtungszeit (BZ) den Bezugspunkt darstellte (siehe Punkt 3.5). Die Varianz der anderen Investments (Höhe der Anwesenheit, *surplus* und *base investments*) konnten hingegen nicht durch diese Prädiktoren erklärt werden.

5.2.3 Hauptkomponentenanalyse 2: Soziale Unterstützung

Bevor Hypothese 3 überprüft werden konnte, wurde in einem weiteren Arbeitsschritt mittels Hauptkomponentenanalyse eine Komponente für die *soziale Unterstützung* erstellt. Dies war nötig, da die soziale Unterstützung auf unterschiedliche Weisen erhoben worden war (siehe Punkt 3.4) und die einzelnen Operationalisierungen untereinander korrelierten. Konkret waren die mittels Sozialanamnese erfasste, von der Mutter angegebene, wahrgenommene Zusatzbetreuung, die durch den FAST dargestellte Familiengröße und die durch das *time investment* erfasste tatsächliche Zusatzbetreuung, gemessen an der Höhe der Gesamtinteraktion anderer Personen mit dem Projektkind, miteinander korreliert. Da sich im Zuge der Voranalyse zeigte, dass besonders Frauen eine wichtige Rolle bei der

Kinderbetreuung spielten und auch Schwestern sich gegenüber den Brüdern abhoben (siehe Punkt 5.1.3), wurde eine eigene Komponente für die *weibliche soziale Unterstützung* berechnet, welche sich aus der von der Mutter angegebenen Zusatzbetreuung durch weibliche Personen, aus der Anzahl von weiblichen Personen am FAST sowie aus der Gesamtinteraktion von weiblichen Personen mit dem Projektkind zusammensetzte. Da sich in manchen Familien allerdings auch die Väter hervortaten, oder es in einigen Familien keine Schwestern gab, wurde analog dazu die breitere Komponente *soziale Unterstützung durch Erwachsene* geschaffen. Die Details dieser Hauptkomponentenanalysen sowie die jeweiligen Voraussetzungskriterien finden sich in Tabelle 11 bis Tabelle 16 im Anhang. Eine Mutter konnte das Ausmaß der Zusatzbetreuung ihres Kindes nicht einschätzen und wurde deshalb exkludiert ($N = 66$).

In Folge wird von *weiblicher sozialer Unterstützung* beziehungsweise *erwachsener sozialer Unterstützung* gesprochen, wobei erstere Komponente 47%, zweite 55% der Varianz erklärt.

5.2.4 Hypothese 3: Einfluss von sozialer Unterstützung

Zur Beantwortung von Hypothese 3 wurde eine lineare Regression gerechnet, bei der die weibliche beziehungsweise erwachsene soziale Unterstützung als Prädiktor verwendet wurde, während die mütterlichen Investments die zu erklärenden Variablen darstellten.

Es konnte gezeigt werden, dass die weibliche soziale Unterstützung 12% der Varianz der Anwesenheit der Mutter erklärten. Je höher das Ausmaß der Unterstützung, desto geringer war die Anwesenheit der Mutter in der Nähe des Projektkindes. Ebenso konnten durch die weibliche soziale Unterstützung 11% der Varianz der mütterlichen *surplus investments* erklärt werden, der Einfluss war abermals negativ.

Interessanterweise verhielt es sich mit den *base investments* genau umgekehrt. Während die Anwesenheit und die *surplus investments* durch die soziale Unterstützung *verringert* wurden, wurden die *base investments*, die sich aus aktivem Körperkontakt und Pflegetätigkeiten zusammensetzten, durch erwachsene soziale Unterstützung *erhöht*. Insgesamt konnten 16% ihrer Varianz erklärt werden.

Die Varianz der Gesamtinteraktion konnte nicht durch diese Prädiktoren erklärt werden.

Alle statistischen Kennwerte finden sich in Tabelle 17 bis Tabelle 19 im Anhang.

5.2.5 Zusammenfassung der Forschungsfrage 1

Die statistische Auswertung konnte klar zeigen, dass die Höhe der Bildung der Mutter und ihr Alter einen positiven Einfluss auf die Höhe der von ihr getätigten Investments hatten, konkret auf die Höhe ihrer Gesamtinteraktion (AZ). Ferner hatte soziale Unterstützung einerseits einen negativen Einfluss auf die Höhe ihrer Anwesenheit und der von ihr getätigten *surplus investments*, welche sich aus dem Sozialkontakt und dem passiven Körperkontakt zusammensetzten, andererseits wurden ihre *base investments*, also der aktive Körperkontakt und die Pflege, durch soziale Unterstützung erhöht.

Alle Hypothesen konnten somit angenommen werden.

5.3 Ergebnisse der Forschungsfrage 2: Auswirkungen der mütterlichen Investments auf die Mutter-Kind-Bindung

Wie auch schon bei der ersten Forschungsfrage werden nur Interaktionsformen, die unter der Bedingung 1 erfolgten, in Betracht gezogen, da es andernfalls den Rahmen der Arbeit übersteigen würde. Folgende Hypothesen stehen im Zentrum dieser Forschungsfrage:

Hypothese 4: Je höher das mütterliche Gesamtinvestment, desto höher der Bindungswert

Hypothese 5: Je höher die mütterlichen Investmentformen, desto höher der Bindungswert

5.3.1 Hypothese 4: Einfluss des mütterlichen Gesamtinvestments

Zur Beantwortung dieser Hypothese sollte abgeklärt werden, inwieweit das Gesamtinvestment der Mutter, also die Höhe ihrer *Anwesenheit* sowie der *Gesamtinteraktion*, die Mutter-Kind-Bindung beeinflusst. Hierfür wurden lineare Regressionsanalysen gerechnet, bei der die *Anwesenheit* beziehungsweise die Höhe der Gesamtinteraktion (BZ und AZ) als Prädiktoren verwendet wurden, der Bindungswert des AQS diene als abhängige Variable.

Es konnte gezeigt werden, dass das Ausmaß der *Anwesenheit* der Mutter insgesamt 8% der Varianz des Bindungswertes erklärt. Je öfter sich die Mutter in der Nähe des Projektkindes befand, desto höher war der Bindungswert. Die Gesamtinteraktion hatte hingegen keinen Einfluss, unabhängig vom gewählten Referenzpunkt. Alle relevanten Kennwerte finden sich in Tabelle 20 im Anhang.

5.3.2 Hypothese 5: Einfluss der mütterlichen Investmentformen

Da die statistischen Parameter durch eine Spearman-Korrelation besser moduliert wurden, wurde diese anstatt einer Regressionsanalyse für die Beantwortung von Hypothese 5 gewählt. Hierfür stellten die mütterlichen *base investments* beziehungsweise die *surplus investments* die unabhängigen Variablen dar, während es sich beim Bindungswert um die abhängige Variable handelte.

Es konnte gezeigt werden, dass die *surplus investments* einen signifikant positiven Zusammenhang mit dem Bindungswert aufwiesen, $r_s(67) = .23, p < .05$ (1-tailed). Je höher die *surplus investments*, desto höher war der Bindungswert. Die *base investments* hatten hingegen keinen signifikanten Einfluss.

5.3.3 Zusammenfassung der Forschungsfrage 2

Zusammengefasst hatten das Ausmaß der mütterlichen *Anwesenheit* und ihrer *surplus investments*, welche sich aus dem Sozialkontakt und dem passiven Körperkontakt zusammensetzen, einen positiven Zusammenhang mit der Mutter-Kind-Bindung. Die zwei Hypothesen konnten somit zumindest größtenteils angenommen werden. Interessanterweise handelt es sich bei diesen signifikanten, positiven Einflussgrößen auf die Mutter-Kind-Bindung um eben jene Variablen, die von der sozialen Unterstützung verringert wurden.

6 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Im folgenden Abschnitt sollen die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit diskutiert und mit der Literatur in Bezug gesetzt werden. Dabei werden auch Implikationen und Anregungen für zukünftige Forschungsvorhaben angeführt, die die vorliegenden Erkenntnisse untermauern und einen differenzierteren und detaillierteren Einblick in die Materie erlauben könnten.

Voranalyse

Als ersten Schritt galt es die sechs durch vielzählige Studien bestätigten Vorannahmen ob der Gestaltung mütterlicher Investments in ressourcenarmen, risikoreichen Kontexten mit kollektivistischer, interdependenter Gesellschaftsstruktur, einer Überprüfung zu unterziehen (siehe Punkt 2.1.3.4). Folgende Annahmen standen dabei im Fokus: (1) Generell wird eher wenig in ein Kind investiert. (2) Dies scheint jedoch nicht zwingend der Fall zu sein, wenn das Kind seinen Unmut äußert, da in solchen Situationen prinzipiell schnell reagiert wird, was einem hohen Investment entspricht. (3) Die Investments werden vorrangig in Form von *base investments* getätigt, die primär darauf abzielen, das physische Überleben des Kindes zu sichern. (4) Alle darüber hinausgehenden Investments beschränken sich vornehmlich auf den Körperkontakt, wohingegen der Sozialkontakt vernachlässigt wird. (5) Der Körperkontakt wiederum besteht fast ausschließlich aus passivem Körperkontakt, aktiver Körperkontakt kommt indessen selten vor. (6) Die Investments werden nicht ausschließlich von der Mutter ausgeführt, sondern auf viele andere Personen aufgeteilt.

Im Zuge der sehr ausführlichen Voranalyse konnte gezeigt werden, dass die Annahmen bezüglich der Höhe der mütterlichen Investments zu stimmen scheinen. Auch wenn es einer Vergleichsstichprobe bedürfte, um signifikante Unterschiede auszumachen, spricht die Tatsache, dass sich die typische malawische Mutter in 43% der BZ *nicht* in der Nähe ihres Kindes befand und ferner in 55% *nicht* mit ihrem Kind interagierte (AZ), obwohl sie anwesend war, für sich. Das eher niedrige Investment in die malawischen Kinder entspricht den Erkenntnissen und Annahmen diverser AutorInnen, die davon berichten, dass ein Mangel an Ressourcen und eine risikoreiche Umgebung in einem niedrigen Investment in die Kinder mündet (z.B. Belsky et al., 1991; Bornstein & Putnick, 2012; Gant et al., 2009; Lee, 2003; Kaplan et al., 2002; Scheper-Hughes, 1985; Tudge, 2008). Andererseits reagierten die Mütter, wenn sie sich in der Nähe ihres Kindes befanden und dieses weinte oder quengelte in 66% der Fälle (AZ). Dies entspricht interessanterweise fast exakt dem Ergebnis von Kruger und Konner (2010), die feststellten, dass die in der Trockensavanne lebenden !Kung-Mütter in 60% der Fälle auf das Weinen ihrer Kinder reagierten. Somit investieren malawische Mütter signifikant mehr in ihre Kinder, wenn diese negative Signale von sich geben, eine Tatsache, die etwa auch LeVine (1994) beschrieb und mit dem elterlichen Fokus auf Gesundheitsmonitoring und Überlebenssicherung in diesen Kontexten erklärte. Dieses Ergebnis entspricht somit den Theorien und Erkenntnissen einer Vielzahl an ForscherInnen (z.B. Ainsworth, 1967; Keller et al., 2005; Kuhl & Keller, 2008).

Die proklamierte Gewichtung der unterschiedlichen Interaktionsformen konnte hingegen in Malawi kaum ausgemacht werden. Lediglich die Annahme des geringen Ausmaßes an aktivem Körperkontakt ließ sich für die Stichprobe bestätigen. So wird das typische malawische Kind in lediglich 1% der Zeit (BZ, Bed 1) liebkost. Auch die Tatsache, dass der aktive Körperkontakt als einzige Interaktionsform *nicht* signifikant ansteigt, wenn das Kind weint oder quengelt, untermauert die Annahme der mäßigen Relevanz dieses Investments für den malawischen Kontext. Diese Ergebnisse stimmen mit Berichten von Scheper-Hughes (1985) überein, die feststellte, dass in risikoreichen Umgebungen wenig affektiv mit Kindern umgegangen wird sowie mit Kermoian und Leiderman (1986), die berichteten, dass kenianische Mütter affektives Verhalten in der Öffentlichkeit bewusst unterdrücken, um keine Eifersucht anderer zu provozieren. Eine extrem niedrige Rate an affektivem Körperkontakt zwischen Mutter und Kind fanden auch Jung und Fouts (2010) bei den zentralafrikanischen Bofi, somit gleichen auch ihre Ergebnisse jenen der vorliegenden Arbeit.

Die weiteren Annahmen bezüglich der Priorität bestimmter Investmentformen gegenüber anderen konnten jedoch nicht bestätigt werden. So verbrachte die Mutter deutlich weniger Zeit mit Pfllegetätigkeiten, als mit anderweitigen Formen des Kontaktes, wie etwa außerpfllegerischem Körperkontakt oder Sozialkontakt. Der starke Fokus auf überlebenssichernde Investments und die Vernachlässigung darüber hinausgehender Investments lassen sich in Malawi somit nicht finden. Theorien, die besagen, dass in von Subsistenzwirtschaft geprägten Kulturen die mütterliche *care* fast ausschließlich aus dem Stillen besteht (vgl. Draper & Harpending, 1988), konnten durch diese Feststellungen eindeutig widerlegt werden. Demnach stehen die Ergebnisse im Widerspruch zu den Annahmen und Erkenntnissen vieler AutorInnen (z.B. Keller, 2011; Kermoian & Leiderman, 1986; Otto, 2008), die berichten, dass sich Mütter ähnlicher Kulturen wenig um die psychischen Bedürfnisse und die soziale Entwicklung ihrer Kinder kümmern und primär für ihre körperliche Anliegen zuständig sind. Die Ergebnisse entsprechen vielmehr jenen von Jung und Fouts (2010), die bei den zentralafrikanischen Bofi feststellten, dass die Mütter mehr passiven Körperkontakt mit ihren Kindern hatten als Pfllegekontakt. Auch mit den Erkenntnissen von Kruger und Konner (2010), die berichteten, dass !Kung-Mütter ihre Kinder eher mit taktiler oder oraler Stimulation trösteten als mit Pfllege, sie also primär streichelten oder ihnen etwas vorsangen, wenn sie weinten, stimmen die Ergebnisse überein. Die malawischen Mütter reagierten ebenso häufiger mit Körper- und Sozialkontakt auf das Weinen ihrer Kinder als mit Pfllegetätigkeiten.

Auch die Annahme, dass die über die Routinepfllege hinausgehenden Investments hauptsächlich aus taktiler Interaktion bestehen, während Sozialkontakt kaum vorkommt, ließ sich für Malawi nicht bewahrheiten. Vielmehr konnte gezeigt werden, dass Sozialkontakt ebenso oft vorkommt wie Körperkontakt, was den Theorien und Ergebnissen vieler ForscherInnen widerspricht (z.B. Bradley & Corwyn, 2005; Keller, 2011; Keller et al., 2009; Kruger & Konner, 2010; Otto, 2008). An dieser Stelle muss allerdings erwähnt werden, dass Pfllegetätigkeiten nicht zum Körperkontakt verrechnet wurden. Ruft man sich in Erinnerung, dass diese zu über 90% im Zusammenhang mit Körperkontakt

ausgeführt wurden, wird dieses Ergebnis möglicherweise relativiert, da in manchen Studien jedweder Körperkontakt zusammengefasst wurde.

Generell scheint es wenig Übereinstimmung zwischen den diversen ForscherInnen hinsichtlich einer adäquaten Gliederung und Einteilung der verschiedenen Investmentformen zu geben. Aus diesem Grund wurde in der vorliegenden Arbeit eine Hauptkomponentenanalyse durchgeführt, um dies auf eine statistisch fundierte Weise zu vollführen. Prinzipiell unterscheiden die meisten ForscherInnen zwischen notwendigen und minimalen Investments auf der einen Seite und darüber hinausgehenden, nicht überlebenswichtigen Investments auf der anderen Seite (z.B. Downey, 2001; Gibson & Lawson, 2001; Howes et al., 1990; Kermoian & Leiderman, 1986). Allerdings ist dabei nicht exakt definiert, was konkret zu den minimalen Investments gehört, so zählen etwa Posada und Kolleginnen (2004) das Windelwechseln zum *physical caregiving*, während sie das Liebkosen zu den darüber hinausgehenden Formen zählten. Durch die Hauptkomponentenanalyse konnte jedoch gezeigt werden, dass es einen hohen Zusammenhang zwischen Pfl egetätigkeiten und aktivem Körperkontakt gibt, während auf der anderen Seite kommunizieren, spielen und der passive Körperkontakt zusammengefasst werden können. Mütter, die viel pflegen, liebkosen ihr Kind auch mehr. Mütter, die viel Sozialkontakt mit ihren Kindern haben, haben auch viel passiven Körperkontakt. Somit könnte die Einteilung in *base investments*, die sich aus Pfl egetätigkeiten und aktivem Körperkontakt zusammensetzen und *surplus investments*, die Sozialkontakt und passiven Körperkontakt umfassen, für künftige Forschung eine wertvolle Möglichkeit zur Gliederung darstellen.

Bezüglich der sechsten Annahme hinsichtlich der Investments in einschlägigen Kontexten zeigte sich, dass das Ausmaß der vielfach zitierten *multiple care* durchaus gegeben ist, jedoch gewissen Einschränkungen unterliegt und sich eine Primärstellung der Mutter durchaus herauskristallisiert. Im Vergleich zu anderen Personengruppen befindet sich die Mutter beispielsweise häufiger in der Nähe ihres Kindes als andere Erwachsene. Lediglich andere Kinder befinden sich ebenso häufig rund um das Projektkind, berücksichtigt man nur jene Familien, in denen es ältere Schwestern gibt, zeigt sich, dass auch diese gleich häufig präsent sind wie die Mutter. Somit überwiegt die Mutter bezüglich der Anwesenheitshäufigkeit zumindest teilweise gegenüber anderen Personengruppen. Auch bei den Interaktionsformen zeigte sich, dass die Mutter bei den Pfl egetätigkeiten und bei fast allen Investments, die als Folge von kindlichen Unmutsäußerungen auftreten (Bed 2), gegenüber allen anderen Personen zusammengefasst überwiegt. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass die Mutter die Hauptverantwortliche für die Pflege und das Trösten des Kindes darstellt. Bei den meisten Investmentformen, die im für das Kind stressfreien Alltagsverlauf ausgeführt werden (Bed 1), liegt die Mutter mit den anderen Personen gleich auf, lediglich im Sozialkontakt überwiegen die anderen als Gesamtgruppe betrachtet. Hier gilt es allerdings zu betonen, dass die Mutter eine Einzelperson darstellt, welche mit einer Vielzahl anderer Personen verglichen wird. Nichtsdestotrotz verbringt das Kind viel Zeit in der Nähe anderer Personen, beispielsweise war es nur in 11% der Beobachtungszeit

alleine mit der Mutter. Ferner interagiert es in 28% der Zeit mit Personen, bei denen es sich nicht um seine Mutter handelt. Es lässt sich also durchaus ein *multiple caretaking* Rahmen finden, was vielen Annahmen und Studien entspricht (z.B. Gottlieb, 2004; Howes & Wishard Guerra, 2009; Otto, 2008, Keller et al., 2005, Keller, 2013; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Jedoch schließt dieses *alloparenting* die primäre Rolle der Mutter nicht aus und diese nimmt im malawischen Kontext eine klare Sonderstellung ein, eine Tatsache, die sich auch in anderen, ähnlichen Kontexten finden lässt (z.B. Keller, 2013; Kruger & Konner, 2010; Valeggia, 2009). Bereits Hewlett und Lamb (2005, zitiert nach Valeggia, 2009) betonten, dass es aufgrund des starren Tagesablaufes bei Farmern und Hirten seltener zum Phänomen des *multiple caregivings* kommen würde als etwa in Jäger- und Sammlergesellschaften. So gilt es auch für die malawische Stichprobe zu berücksichtigen, dass es sich um von Subsistenzwirtschaft lebende Familien handelte, deren Lebensumstände sich drastisch von Wildbeutergesellschaften wie den Aka oder den Efe unterscheiden.

Die den gängigen Annahmen teilweise widersprechenden Ergebnisse zeigen deutlich die Wichtigkeit auf, auch bei künftigen interkulturellen Forschungstätigkeiten die Theorien über die Gestaltung des *caregivings* in solchen Kontexten nicht als restlos geklärt anzunehmen, sondern sie einer genauen Überprüfung zu unterziehen, um etwaigen kulturspezifischen Besonderheiten gerecht zu werden und zu vermeiden, sämtliche nicht-westliche Gesellschaften als homogene Einheit zu betrachten.

Forschungsfrage 1

Während die Vorannahmen ob der Gestaltung der Investments nur bedingt auf den malawischen Kulturkreis übertragbar waren, konnten die aus der Literatur abgeleiteten Hypothesen bezüglich der Einflüsse auf die mütterlichen Investments weitgehend bestätigt werden. So investierten etwa ältere Mütter mehr in ihre Kinder, ein Phänomen, das bereits in vielzähligen Theorien proklamiert und in diversen Studien bestätigt wurde (z.B. Beaulieu & Bugental, 2008; Belsky, 1984; Bornstein & Putnick, 2007; Bugental et al., 2013; Keller et al., 2005; Lynch & Brooks, 2013; Pryce, 1995; Simpson & Belsky, 2008; Schlomer & Belsky, 2012). Die *Terminal Investment Hypothesis*, welche diese Tatsache anhand der im Alter sinkenden Wahrscheinlichkeit weiterer Kinder und dem daraus resultierenden Wandel von „mating effort toward parenting effort“ (Schlomer & Belsky, 2012, S. 444), erklärt, kann durch diese Ergebnisse untermauert werden. Auch die Annahme, dass ältere Mütter reifer seien, mehr Informationen und Erfahrungen mit vorherigen Kindern zur Verfügung haben und emotional ausbalancierter sind, mag als Erklärung dienen (Holden & Miller, 1999; Kermorian & Leiderman, 1986; Pryce, 1995).

Zudem konnten Hinweise darauf gefunden werden, dass die Entscheidung zwischen Reproduktionsquantität und –qualität, also zwischen *mating* und *parenting*, auch *innerhalb* desselben Kontextes von der jeweiligen Ressourcenlage abhängig ist. Dies kann anhand einer Abfolge bestimmter Phänomene illustriert werden. So hatten malawische Mütter umso mehr Kinder, je weniger

gebildet sie waren (siehe Punkt 3.3.3.1), wobei die niedrige Bildung eine Ressourcenlimitation darstellt (Beaulieu & Bugental, 2008). Unter diesen Kindern taten sich wiederum die Töchter als *alloparents* hervor, die einen Beitrag zur *weiblichen sozialen Unterstützung* leisteten. Diese weibliche soziale Unterstützung führte wiederum zu einer Abnahme der mütterlichen Anwesenheit und der *surplus investments* in das Kind. Zwar bedürfe es einer detaillierteren, komplexeren Analyse, um die Theorie vollends zu bestätigen, jedoch kann diese Ergebnisabfolge als erster Hinweis auf das Zutreffen der Theorie verstanden werden, was mit einer Vielzahl von AutorInnen übereinstimmt (z.B. Belsky et al., 1991; Eckart, 2000; Kaplan et al., 2002; Trivers, 1972).

Generell hatte die Bildung der Mutter auch einen direkten Zusammenhang zu den mütterlichen Investments, so sanken diese mit abnehmender Bildung signifikant, was einigen Studienergebnissen entspricht (z.B. Coddington et al., 2014; Mistry et al., 2008), vor allem wenn man sie als Indikator für den sozioökonomischen Status betrachtet (Gibson & Lawson, 2011; Gibson & Sear, 2010; Lynch & Brooks, 2013; Mistry et al., 2008, 2010). Für künftige Forschung wäre eine komplexere Erhebung des sozioökonomischen Status anhand mehrfacher Größen wünschenswert. Die in dieser Studie verwendete Frage nach dem monatlichen Einkommen zeigte sich allerdings als nicht anwendbar, da die Mütter dies in den meisten Fällen nicht einschätzen konnten. Zudem handelt es sich bei der Einkommenshöhe womöglich um einen ethnozentrischen Indikator. Somit würde die Entwicklung angebrachterer, für den malawischen Kulturkreis besser anwendbarer, Parameter in künftigen Forschungsvorhaben wohl einen wertvollen Erkenntnisgewinn nach sich ziehen. So verwendeten Gibson und Lawson (2011) in Äthiopien beispielsweise mitunter die Größe der Rinderherde als Indikator für den Wohlstand der Familie, ähnliche Ansätze wären auch für Malawi denkbar.

Bezüglich des Einflusses der sozialen Unterstützung konnten interessante und noch weitgehend unüberprüfte Muster festgestellt werden. So war es entgegen erster Annahmen unerheblich, durch welche Methode die soziale Unterstützung erhoben wurde, da alle Variablen positiv miteinander korreliert waren. Die von der Mutter angegebene wahrgenommene Unterstützung bei der Kinderbetreuung spiegelte sich in der durch das *time investment* gemessenen tatsächlichen Unterstützung wider, auch die durch den FAST eruierte Familiengröße stand im Zusammenhang mit dem Ausmaß an Gesamtinteraktion, die das Kind mit anderen Personen hatte. Aus diesem Grund konnte mittels Hauptkomponentenanalyse eine Komponente der *sozialen Unterstützung* erstellt werden, wobei eine Komponente die rein weibliche Unterstützung umfasste und analog dazu eine breiter definierte Komponente für die Unterstützung durch erwachsene Personen berechnet wurde. Der Fokus lag dabei weniger auf der Frage, von welchen Personen die soziale Unterstützung geleistet wurde, sondern vielmehr darauf, wie sich diese auf die unterschiedlichen mütterlichen Investments auswirkte. Während in den meisten Studien, die sich mit *allocare* beschäftigten, gezeigt werden konnte, dass sich diese *negativ* auf die mütterlichen Investments auswirkte (z.B. Ivey, 1993; zitiert nach Meehan, 2009; Kramer, 2005, 2009; Ivey, 2000; Meehan, 2009; Munroe & Munroe, 1971; Quinlan et al., 2003), wohingegen die als emotionale und informelle Unterstützung definierten Formen

einen *positiven* Einfluss ausübten (z.B. Bornstein et al., 2009; George & Solomon, 2008; Kermoian & Leiderman, 1986; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008), konnte anhand der Datenanalyse gezeigt werden, dass es vielmehr eine Rolle spielt, um *welche* mütterlichen Investmentformen es sich konkret handelt. Die Annahme, dass *base investments* auf Grund ihrer Notwendigkeit von allen Eltern weitgehend konstant gehalten werden, während die optionalen *surplus investments* umgebungsbedingten Schwankungen unterliegen (Downey, 2001; Gibson & Lawson, 2011), konnte durch die Forschungsergebnisse nicht gänzlich bestätigt werden. Vielmehr werden *base investments* durch externe Einflüsse, konkret durch soziale Unterstützung, erhöht, wohingegen *surplus investments* verringert werden.

Interessanterweise enthalten die durch die Hauptkomponentenanalyse eruierten *base investments* mit den Pflgetätigkeiten die einzige Investmentform, in der die Mutter gegenüber *allen* anderen Personen zusammengefasst überwiegt¹⁵ und die somit eindeutig ihrem Aufgabenbereich zuzuordnen sind. Der Sozialkontakt hingegen, der zu den *surplus investments* gehört, stellt wiederum die einzige Investmentform dar, bei der die Mutter mit allen anderen zusammengefasst *nicht* gleich auf liegt, sondern die anderen überwiegen. Dies könnte man als Hinweis darauf verstehen, dass es sich bei den *base investments* eher um der Mutter zuzuordnende Aufgaben handelt, während die *surplus investments* eher von anderen Personen übernommen werden können. Insofern machen auch die unterschiedlichen Richtungen des Einflusses der sozialen Unterstützung Sinn, da gut unterstützte Mütter die *surplus investments* wohl eher an andere Personen abgeben, während sie sich vermehrt den notwendigen *base investments* widmen können. Mütter, die viel Unterstützung bei der Kinderbetreuung erleben, pflegen und lieblosen ihr Kind mehr, reduzieren allerdings gleichzeitig das Ausmaß, in dem sie ihre Kinder herumtragen, mit ihnen sprechen oder spielen. Dieses Muster stellt definitiv eine interessante und vielversprechende Ausgangslage für künftige Forschungstätigkeiten dar und offenbart die Wichtigkeit, die mütterlichen Investmentformen differenziert zu betrachten, da diese Zusammenhangsmuster ansonsten übersehen werden könnten.

Nichtsdestotrotz wäre es interessant, die soziale Unterstützung noch breiter zu erheben und nicht nur auf die Kinderbetreuung zu beschränken, sondern auch auf monetäre und instrumentelle Unterstützung oder auf Hilfe bei anderweitiger Arbeitslast auszuweiten. Auch eine explizite Erhebung der von der Mutter subjektiv wahrgenommenen *emotionalen* Unterstützung könnte diverse Erkenntnisgewinne mit sich bringen und eine noch detailliertere Analyse der Zusammenhangsmuster ermöglichen.

Bezüglich des Einflusses der Anzahl an älteren Geschwistern des Projektkindes auf die mütterlichen Investments gab es im Vorfeld ebenfalls widersprüchliche Erkenntnisse. So wurde von vielen AutorInnen erläutert, dass eine größere Kinderanzahl zu einer Abnahme der mütterlichen Investments führt (z.B. Bornstein & Putnick, 2012; Eckart, 2000; Gibson & Lawson, 2011; Hagen et al., 2001;

¹⁵ Alle hier angeführten Vergleiche beziehen sich, wie bereits erwähnt, auf die Bedingung 1 des time investments, unter welcher auch die Hauptkomponentenanalyse durchgeführt wurde.

Simpson & Belsky, 2008), da die mütterlichen Investments auf mehrere Kinder aufgeteilt und somit *verdünnt* werden müssen (Downey, 2001) und die Geschwister zudem *allocare* leisten (Meehan, 2009; Nag et al., 1978; Otto, 2008). Jedoch mag die Tatsache, dass ältere Geschwister die Mutter bei anderweitigen Haushaltstätigkeiten unterstützen (Cain, 1977; Kramer, 2005; Munroe et al., 1984; Nag et al., 1978), als instrumentelle Unterstützung betrachtet, eine Steigerung der Investments nach sich ziehen (Bornstein et al., 2009; George & Solomon, 2008; Kermorian & Leiderman, 1986; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Im konkreten Fall der malawischen Stichprobe zeigte sich, dass ältere Schwestern als *allopayers* fungieren und bei der *weiblichen sozialen Unterstützung* eine wesentliche Rolle spielen, welche sich wie bereits erläutert negativ auf die Anwesenheitshöhe und die von der Mutter ausgeführten *surplus investments* auswirkt. Somit hat die Existenz älterer Schwestern zumindest indirekt einen negativen Einfluss auf die Höhe der mütterlichen Investments in das Projektkind. Da lediglich das Ausmaß der Investments in das Projektkind gemessen wurde, nicht jedoch das in seine Geschwister, kann nicht überprüft werden, ob die Abnahme der mütterlichen Investments auch als Folge ihrer *Verdünnung* auftritt. Diese Frage könnte in weiteren Forschungstätigkeiten beantwortet werden. Ferner könnte künftig das Ausmaß erhoben werden, in dem ältere Kinder die Mütter bei ihrer *workload* unterstützen, um wiederum zwischen *allocare* und anderweitiger Unterstützung zu differenzieren.

Forschungsfrage 2

Während eine Vielzahl an ForscherInnen die Relevanz der Mutter-Kind-Bindung für Kulturkreise abseits der westlichen Mittelklasse in Frage stellen (z.B. Keller, 2011, 2013; Otto, 2008; Rothbaum et al., 2000), verweisen andere AutorInnen darauf, dass nichtsdestotrotz eine Großzahl an Kindern weltweit Bindungsverhalten zeigt und das sichere Bindungsmuster dabei das am weitestgehend verbreitete ist (Posada et al., 1995, 2002, 2004, 2013; van IJzendoorn & Kroonenberg, 1988; van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008). Da die Kulturdebatte jedoch weiterhin eine große Kontroverse innerhalb der Bindungstheorie darstellt und vor allem der afrikanische Kontinent weitgehend zu ihren „uncharted territories“ gehört (van IJzendoorn & Sagi-Schwartz, 2008, S. 901), stellt die Überprüfung ihrer Gültigkeit gerade in den Subsaharaländern, deren Familien sich in etlichen Charakteristika von jenen der westlichen Mittelklasse unterscheiden, ein erkenntnisbringendes, bedeutsames Vorhaben dar. Wie durch die Voranalyse bestätigt, handelt es sich auch bei der untersuchten malawischen Stichprobe um eine Umgebung, in der ein eher niedriges Investment in die Kinder vorherrschend ist und sich zudem eine Vielzahl anderer Personen um das Kind kümmert, auch wenn die Mutter eine klare Sonderstellung einnimmt. Dem gegenüber proklamiert die Bindungstheorie seit jeher die Relevanz der Mutter sowie der Qualität ihrer Fürsorge. Durch die Erkenntnisse dieser Arbeit konnte jedoch gezeigt werden, dass der durchschnittliche Bindungswert der malawischen Kinder im Bereich der sicheren Bindung liegt, auch wenn es ob der Übertragbarkeit des *cut-off* Wertes weiterer Forschung bedarf, um dies vollends abzusichern. Ferner konnte durch die Forschungstätigkeiten in Malawi gezeigt werden, dass auch dort Zusammenhänge zwischen den mütterlichen Investments und

der Mutter-Kind-Bindung zu finden sind. So zeigte sich die Anwesenheit der Mutter als Einflussgröße auf die Bindung, auch die von ihr getätigten *surplus investments* standen mit dieser im positiven Zusammenhang. Da gerade die Überprüfung der kulturübergreifenden Gültigkeit dieser Zusammenhänge im Forschungsinteresse stehen sollte und die Diskussion über interkulturelle Verteilungsunterschiede der Bindungsmuster weitgehend obsolet ist (Howes & Wishard Guerra, 2009; Posada et al., 2002; van IJzendoorn, 1990), kann dieses Ergebnis als ein dahingehender Schritt angesehen werden. So bemerkte Ainsworth bereits 1967 in Uganda, dass Mütter von sicher gebundenen Kindern, diese weniger oft alleine ließen, beinahe 50 Jahre später konnte nun in Malawi derselbe Zusammenhang festgestellt werden.

Während die Routinepflege und der aktive Körperkontakt keinen relevanten Einfluss auf die Mutter-Kind-Bindung hatte, was einigen Studien widerspricht (z.B. Kermoian & Leiderman, 1986; Pederson et al., 1990; Posada et al., 2004), zeigten sich die *surplus investments*, welche aus dem Sozialkontakt und dem passiven Körperkontakt bestehen, als bindungsrelevant. Ähnliche Ergebnisse fanden diverse andere Studien (z.B. Egeland & Farber, 1984; Howes et al., 1990; Kerns & Barth, 1995; Pederson et al., 1990; Posada et al., 2004). Die Tatsache, dass die Investments, die außerhalb von für das Kind stressreichen Situationen getätigt wurden, einen Einfluss auf die Bindung hatten, kann als Hinweis darauf verstanden werden, dass diese ebenso wie die Reaktion auf Weinen und Quengeln bindungsrelevant sind. Ein Ergebnis, dass auch in der Kontroverse der *narrow* beziehungsweise *broader view* der Bindungstheorie (vgl. Haltigan et al., 2012) Eingang finden kann.

Interessanterweise stellen die bindungsrelevanten Investments der Mutter ebenjene Investments dar, die öfter von ihr ausgeführt werden, als die Investments, die nicht bindungsrelevant sind. So überwiegen, wie bereits angegeben, der Sozialkontakt und der Körperkontakt klar gegenüber der Pflege, zudem spielt der aktive Körperkontakt in Malawi eine nur sehr unbedeutsame Rolle.

Die Tatsache, dass das Ausmaß der sozialen Unterstützung genau jene Investments schmälert, die wiederum einen positiven Einfluss auf die Mutter-Kind-Bindung haben, entspricht teilweise den Schlussfolgerungen von Munroe und Munroe (1971) und stellt eine interessante Ausgangslage für künftige Forschung dar, bei der auf diese komplexen Zusammenhangsmuster genauer eingegangen werden kann, um diesen indirekten Effekt durch eine differenziertere Analyse zu untermauern.

Ferner wäre es in zukünftigen Forschungsvorhaben wünschenswert zu ermitteln wie die im Fokus der Studie stehenden Kinder ihre Nächte verbringen. So erklärten etwa Morelli und Tronick (1991, zitiert nach van IJzendoorn und Sagi-Schwartz, 2008) die Entstehung der sicheren Bindung der Efekinder mitunter damit, dass diese ihre Nächte ausschließlich mit ihren Müttern verbringen und in diesen exklusive Zeit mit ihr erleben. Auf Basis dieser Überlegungen kann die Erhebung der Schlafsituation der malawischen Kinder ebenfalls einen Erkenntnisgewinn nach sich ziehen.

6.1 Fazit

Gerade im Hinblick auf den Druck, den viele westliche Mütter ob des kontrovers behandelten Themas der externen Kinderbetreuung verspüren, ist die Feststellung, dass die Assistenz und Mithilfe anderer Familienmitglieder bei der Kinderbetreuung mit der Sonderstellung der Mutter nicht unvereinbar ist, eine bedeutsame Erkenntnis. *Multiple care* und die primäre Rolle einer Mutter schließen sich gegenseitig nicht aus. Gut unterstützte Mütter steigern sogar einige ihrer Investments, während sie andere in Folge senken. Auch wenn es sich bei letzteren um die bindungsrelevanten Investments handelt, scheint dies dem durchschnittlich hohen Bindungswert der Kinder keinen Abbruch zu tun. Hier gilt es wiederum zu betonen, dass lediglich 8% der Varianz des Bindungswertes durch die observierten mütterlichen Investments erklärt werden konnten, es also noch 92% ungeklärte Restvarianz gibt. Somit stellt sich für künftige Forschungsvorhaben die Frage, welche zusätzlichen Faktoren eine Rolle bei der Bindungsentwicklung spielen.

Abschließend soll ein Zitat von Bornstein die universale Bedeutsamkeit von Müttern beziehungsweise Eltern rund um den Globus unterstreichen, die ungeachtet etwaiger kultureller Verschiedenheiten bestehen bleibt und deren langfristiges Ziel trotz Sozialisationsunterschieden dasselbe ist:

“With so much emphasis on identification of differences among peoples, it is easy to forget that nearly all parents regardless of culture seek to lead happy, healthy, fulfilled parenthoods and to rear happy, healthy, fulfilled children” (Bornstein, 2012, S. 6).

7 Literaturverzeichnis

- Ackerman, J. P., & Dozier, M. (2005). The influence of foster parent investment on children's representations of self and attachment figures. *Applied Developmental Psychology, 26*, 507–520. doi:10.1016/j.appdev.2005.06.003
- Ahnert, L., & Haßelbeck, H. (2014). Entwicklung und Kultur. In L. Ahnert (Ed.), *Theorien in der Entwicklungspsychologie* (pp. 26–59). Berlin-Heidelberg: Springer VS.
- Ahnert, L., & Spangler, G. (2014). Die Bindungstheorie. In L. Ahnert (Ed.), *Theorien in der Entwicklungspsychologie* (pp. 404–435). Berlin-Heidelberg: Springer VS.
- Ahnert, L., Eckstein-Madry, T., Supper, B., Bohlen, U., Suess, E.S. & Suess, G.J. (2012). Waters' Attachment Q-Sort according to German translation and application. Department of Developmental Psychology of the University of Vienna (Unpublished manuscript).
- Ahnert, L., Meischner, T., & Schmidt, A. (2000). Maternal sensitivity and attachment in East German and Russian family networks. In P. M. Crittenden & A. H. Claussen (Eds.), *The organization of attachment relationships. Maturation, culture, and context* (pp. 61–74). New York: Cambridge University Press.
- Ainsworth, M. D. S. (1967). *Infancy in Uganda: Infant Care and the Growth of Love*. Baltimore, Maryland: The Johns Hopkins Press.
- Altmann, J. (1974). Observational Study of Behavior: Sampling Methods. *Behaviour, 49*(3/4), 227–267. doi:10.1163/156853974X00534
- Alvergne, A., Faurie, C., & Raymond, M. (2010). Are parents' perceptions of offspring facial resemblance consistent with actual resemblance? Effects on parental investment. *Evolution and Human Behavior, 31*(1), 7–15. doi:10.1016/j.evolhumbehav.2009.09.002
- Andresen, P. A., & Telleen, S. L. (1992). The Relationship Between Social Support and Maternal Behaviors and Attitudes: A Meta-Analytical Review. *American Journal of Community Psychology, 20*(6), 753–774. doi:10.1007/BF00942236
- Apicella, C. L., & Marlowe, F. W. (2004). Perceived mate fidelity and paternal resemblance predict men's investment in children. *Evolution and Human Behavior, 25*(6), 371–378. doi:10.1016/j.evolhumbehav.2004.06.003
- Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W., & Weiber, R. (2003). *Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung* (10th ed.). Berlin-Heidelberg: Springer-Verlag.
- Beaulieu, D. A., & Bugental, D. B. (2008). Contingent parental investment: an evolutionary framework for understanding early interaction between mothers and children. *Evolution and Human Behavior, 29*, 249–255. doi: 10.1016/j.evolhumbehav.2008.01.002
- Belsky, J. (1984). The Determinants of Parenting: A Process Model. *Child Development, 55*, 83–96. doi:10.2307/1129836

- Belsky, J., & Fearon, R. M. P. (2008). Precursors of Attachment Security. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 295–316). New York: The Guilford Press.
- Belsky, J., Rosenberger, K., & Crnic, K. (1995). Maternal Personality, Marital Quality, Social Support and Infant Temperament: Their Significance for Infant-Mother Attachment in Human Families. In C. R. Pryce, R. D. Martin, & D. Skuse (Eds.), *Motherhood in Human and Nonhuman Primates. Biosocial Determinants* (pp. 115–124). Basel: Karger.
- Belsky, J., Rovine, M., & Taylor, D. G. (1984). The Pennsylvania Infant and Family Development Project, III: The Origins of Individual Differences in Infant-Mother Attachment. *Child Development*, 55, 718–728.
- Belsky, J., Steinberg, L., & Draper, P. (1991). Childhood Experience, Interpersonal Development, and Reproductive Strategy: An Evolutionary Theory of Socialization. *Child Development*, 62, 647–670. doi:10.2307/1131166
- Berezkei, T. (1998). Kinship Network, Direct Childcare, and Fertility Among Hungarians and Gypsies. *Evolution and Human Behavior*, 19, 283–298. doi: 10.1016/S1090-5138(98)00027-0
- Borgerhoff Mulder, M. (1998). Brothers and Sisters: How Sibling Interactions Affect Optimal Parental Allocations. *Human Nature*, 9(2), 119–162. doi:10.1007/s12110-998-1001-6
- Bornstein, M. H. (2002). Measurement variability in infant and maternal behavioral assessment. *Infant Behavior and Development*, 25(4), 413–432. doi:10.1016/S0163-6383(02)00143-1
- Bornstein, M. H. (2012). Cultural Approaches to Parenting. *Parenting: Science and Practice*, 12(2-3), 212–221. doi:10.1080/15295192.2012.683359
- Bornstein, M. H., & Putnick, D. L. (2007). Chronological Age, Cognitions, and Practices in European American Mothers: A Multivariate Study of Parenting. *Developmental Psychology*, 43(4), 850–864. doi:10.1037/0012-1649.43.4.850
- Bornstein, M. H., & Putnick, D. L. (2012). Cognitive and Socioemotional Caregiving in Developing Countries. *Child Development*, 83(1), 46–61. doi:10.1111/j.1467-8624.2011.01673.x
- Bornstein, M. H., Hendricks, C., Hahn, C., Haynes, O. M., Painter, K. M., & Tamis-LeMonda, C. S. (2009). Contributors to Self-Perceived Competence, Satisfaction, Investment, and Role Balance in Maternal Parenting: A Multivariate Ecological Analysis. *Parenting: Science and Practice*, 3(4), 285–326. doi:10.1207/s15327922par0304_2
- Bove, R. B., Valeggia, C. R., & Ellison, P. T. (2002). Girl helpers and time allocation of nursing women among the Toba of Argentina. *Human Nature*, 13(4), 457–472. doi:10.1007/s12110-002-1003-8
- Bradley, R. H., & Corwyn, R. F. (2005). Caring for children around the world: A view from HOME. *International Journal of Behavioral Development*, 29(6), 468–478. doi:10.1080/01650250500146925

- Bradley, R. H., Whiteside-Mansell, L., Brisby, J. A., & Caldwell, B. M. (1997). Parents' Socioemotional Investment in Children. *Journal of Marriage and Family*, 59(1), 77–90. doi:10.2307/353663
- Buber-Ennsner, I., Neuwirth, N., & Testa, M. R. (Eds.). (2013). *Familienentwicklung in Österreich 2009 - 2013: Partnerschaft, Kinderwunsch, Kinderbetreuung und ökonomische Situation*. Wien.
- Bugental, D. B., Corpuz, R., & Samec, R. (2013). Outcomes of parental investment in high-risk children. *Journal of Experimental Child Psychology*, 116, 59–67. doi:10.1016/j.jecp.2013.01.002
- Cain, M. T. (1977). The Economic Activities of Children in a Village in Bangladesh. *Population and Development Review*, 3(3), 201–227. doi:10.2307/1971889
- Cassidy, J. (2008). The Nature of the Child's Ties. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 3–22). New York: The Guilford Press.
- Chao, R. (2001). Integrating Culture and Attachment. *American Psychologist*, 56(10), 822–823. doi:10.1037/0003-066X.56.10.822
- Coddington, C. H., Mistry, R. S., & Bailey, A. L. (2014). Socioeconomic status and receptive vocabulary development: Replication of the parental investment model with Chilean preschoolers and their families. *Early Childhood Research Quarterly*, 29(4), 538–549. doi:10.1016/j.ecresq.2014.06.004
- Cohen, J. (1992). A Power Primer. *Psychological Bulletin*, 112 (1), 155–159. doi:10.1037/0033-2909.112.1.155
- Cox, M. J., Owen, M. T., Lewis, J. M., & Henderson, V. K. (1989). Marriage, Adult Adjustment, and Early Parenting. *Child Development*, 60, 1015–1024. doi:10.2307/1130775
- De Wolff, M. S., & van IJzendoorn, M. H. (1997). Sensitivity and Attachment: A Meta-Analysis on Parental Antecedents of Infant Attachment. *Child Development*, 68(4), 571–591. doi:10.1111/j.1467-8624.1997.tb04218.x
- Downey, D. B. (2001). Number of Siblings and Intellectual Development: The Resource Dilution Explanation. *American Psychologist*, 56(6/7), 497–504. doi:10.1037/0003-066X.56.6-7.497
- Draper, P., & Harpending, H. (1982). Father Absence and Reproductive Strategy: An Evolutionary Perspective. *Journal of Anthropological Research*, 38(3), 255–273.
- Draper, P., & Harpending, H. (1988). A Sociobiological Perspective on the Development of Human Reproductive Strategies. In K. B. Mac-Donald (Ed.), *Sociobiological Perspectives on Human Development* (pp. 340–372). Springer-Verlag.
- Eckart, V. (2000). *Grundriss der Sozialbiologie* (2nd ed.). Berlin: Spektrum Akademischer Verlag Heidelberg.
- Egeland, B., & Farber, E. A. (1984). Infant-Mother Attachment: Factors Related to Its Development and Changes over Time. *Child Development*, 55(3), 753–771. doi:10.2307/1130127
- Eibach, R. P., & Mock, S. E. (2011). Idealizing Parenthood to Rationalize Parental Investments. *Psychological Science*, 22(2), 203–208. doi:10.1177/0956797610397057

- Fouts, H. N., & Brookshire, R. A. (2009). Who feeds children? A child's-eye-view of caregiver feeding patterns among the Aka foragers in Congo. *Social Science & Medicine*, 69(2), 285–292. doi:10.1016/j.socscimed.2009.05.016
- Gant, L., Heath, K. M., & Ejikeme, G. G. (2009). Early Motherhood, High Mortality, and HIV/AIDS Rates in Sub-Saharan Africa. *Social Work in Public Health*, 24, 39–46. doi:10.1080/19371910802569435
- Gehring, T.M. (1998). *Family System Test (FAST)*. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- George, C., & Solomon, J. (2008). The Caregiving System: A Behavioral Systems Approach to Parenting. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 833–856). New York: The Guilford Press.
- Gibson, K. (2009). Differential parental investment in families with both adopted and genetic children. *Evolution and Human Behavior*, 30(3), 184–189. doi:10.1016/j.evolhumbehav.2009.01.001
- Gibson, M. A., & Lawson, D. W. (2011). "Modernization" increases parental investment and sibling resource competition: evidence from a rural development initiative in Ethiopia. *Evolution and Human Behavior*, 32, 97–105. doi:10.1016/j.evolhumbehav.2010.10.002
- Gibson, M. A., & Sear, R. (2010). Does Wealth Increase Parental Investment Biases in Child Education? *Current Anthropology*, 51(5), 693–701. doi:10.1086/655954
- Gottlieb, A. (2004). *The Afterlife Is Where We Come From: The Culture of Infancy in West Africa*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Hagen, E. H., Hames, R. B., Craig, N. M., Lauer, M. T., & Price, M. E. (2001). Parental Investment and Child Health in a Yanomamö Village suffering short-term food stress. *Journal of Biosocial Science*, 33, 503–528.
- Haltigan, J. D., Lambert, B. L., Seifer, R., Ekas, N. V., Bauer, C. R., & Messinger, D. S. (2012). Security of attachment and quality of mother-toddler social interaction in a high-risk sample. *Infant Behavior & Development*, 35, 83–93. doi:10.1016/j.infbeh.2011.09.002
- Hewlett, B. S., Lamb, M. E., Shanon, D., Leyendecker, B., & Schölmerich, A. (1998). Culture and Early Infancy Among Central African Foragers and Farmers. *Developmental Psychology*, 34(4), 653–661. doi:10.1037/0012-1649.34.4.653
- Holden, G. W., & Miller, P. C. (1999). Enduring and Different: A Meta-Analysis of the Similarity in Parents' Child Rearing. *Psychological Bulletin*, 125(2), 223–254. doi:10.1037/0033-2909.125.2.223
- Howes, C., & Wishard Guerra, A. G. (2009). Networks of Attachment Relationships in Low-income Children of Mexican Heritage: Infancy through Preschool. *Social Development*, 18(4), 896–914. doi:10.1111/j.1467-9507.2008.00524.x

- Howes, C., Rodning, C., Galluzzo, D. C., & Myers, L. (1990). Attachment and child care: Relationships with mother and caregiver. In N. Fein & G. G. Fox (Eds.), *Infant day-care. The current debate* (pp. 169–183). Norwood, NJ: Ablex Pub. Corp.
- Hrdy, S. B. (2005). Evolutionary context of human development: the cooperative breeding model. In C. S. Carter, L. Ahnert, K. E. Grossmann, S. B. Hrdy, M. E. Lamb, S. W. Porges, & N. Sachser (Eds.), *Attachment and Bonding. A new Synthesis* (pp. 9–32). Cambridge: M.I.T. Press.
- Ivey, P. K. (2000). Cooperative Reproduction in Ituri Forest Hunter-Gatherers: Who Cares for Efe Infants? *Current Anthropology*, 41(5), 856-866. doi:10.1086/317414
- Jung, M., & Fouts, H. N. (2011). Multiple caregivers' touch interactions with young children among the Bofi foragers in Central Africa. *International Journal of Psychology*, 46(1), 24–32. doi:10.1080/00207594.2010.507766
- Kaplan, H., Lancaster, J. B., Tucker, W. T., & Anderson, K. G. (2012). Evolutionary Approach to Below Replacement Fertility. *American Journal of Human Biology*, 14, 233-256. doi:10.1002/ajhb.10041
- Katherl, S. (2013). *Die mütterliche Mentalisierungsfähigkeit in ihrem Einfluss auf die Gestaltung von Bindungsbeziehungen zu Kleinkindern in Malawi. Ein Vergleich zu Österreich* (Diplomarbeit). Universität Wien, Wien.
- Keller, H. (2011). *Kinderalltag: Kulturen der Kindheit und ihre Bedeutung für Bindung, Bildung und Erziehung*. Berlin-Heidelberg: Springer-Verlag.
- Keller, H. (2013). Attachment and Culture. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 44(2), 175–194. doi:10.1177/0022022112472253
- Keller, H., & Kärtner, J. (2014). Die untrennbare Allianz von Entwicklung und Kultur. In L. Ahnert (Ed.), *Theorien in der Entwicklungspsychologie* (pp. 502–519). Berlin-Heidelberg: Springer VS.
- Keller, H., Abels, M., Lamm, B., Yovsi, R. D., Völker, S., & Lakhani, A. (2005). Ecocultural Effects on Early Infant Care: A Study in Cameroon, India, and Germany. *Ethos*, 33(4), 512–541. doi:10.1525/eth.2005.33.4.512
- Keller, H., Borke, J., Staufienbiel, T., Yovsi, R. D., Abels, M., Papaligoura, Z., . . . Su, Y. (2009). Distal and proximal parenting as alternative parenting strategies during infants' early months of life: A cross-cultural study. *International Journal of Behavioral Development*, 33(5), 412–420. doi:10.1177/0165025409338441
- Kermorian, R., & Leiderman, P. H. (1986). Infant Attachment to Mother and Child Caretaker in an East African Community. *International Journal of Behavioral Development*, 9(4), 455–469. doi:10.1177/016502548600900404
- Kerns, K. A., & Barth, J. M. (1995). Attachment and Play: Convergence Across Components of Parent-Child Relationships and their Relations to Peer Competence. *Journal of Social and Personal Relationships*, 12(2), 243-260. doi:10.1177/0265407595122006

- Kilbride, P. L., & Kilbride, J. E. (1983). Socialization for High Positive Affect between Mother and Infant among the Baganda of Uganda. *Ethos*, 11(4), 232-245. doi:10.1525/eth.1983.11.4.02a00030
- Koziel, S., & Ulijaszek, S. J. (2001). Waiting for Trivers and Willard: Do the Rich Really Favor Sons? *American Journal of Physical Anthropology*, 115, 71–79. doi:10.1002/ajpa.1058
- Kramer, K. L. (2005). Children's Help and the Pace of Reproduction: Cooperative Breeding in Humans. *Evolutionary Anthropology*, 14, 224-237. doi:10.1002/evan.20082
- Kramer, K. L. (2009). Does It Take a Family to Raise a Child? Cooperative Breeding and the Contributions of Maya Siblings, Parents and Older Adults in Raising Children. In G. Bentley & R. Mace (Eds.), *Substitute Parents. Biological and social perspective on alloparenting across human societies* (pp. 77–99). New York: Berghahn Books.
- Kramer, P. A. (1998). The Costs of Human Locomotion: Maternal Investment in Child Transport. *American Journal of Physical Anthropology*, 107, 71–85.
- Kruger, A. C., & Konner, M. (2010). Who Responds to Crying?: Maternal Care and allocare among the !Kung. *Human Nature*, 21(3), 309–329. doi:10.1007/s12110-010-9095-z
- Kuhl, J., & Keller, H. (2008). Affect-Regulation, Self-Development and Parenting: A Functional-Design Approach to Cross-Cultural Differences. In R. M. Sorrentino & S. Yamaguchi (Eds.), *Handbook of Motivation and Cognition Across Cultures* (pp. 19–47). Elsevier Inc. Academic Press.
- Lee, R. (2003). The Demographic Transition: Three Centuries of Fundamental Change. *Journal of Economic Perspectives*, 17(4), 167-190. doi:10.1257/089533003772034943
- Leidwein, M. (in prep.). *Primäre und sekundäre Bindungsbeziehungen im Spiegel multipler traditioneller wie moderner Betreuungsbedingungen* (Diplomarbeit). Universität Wien, Wien.
- LeVine, R. A., Dixon, S., LeVine, S., Richman, A., Leiderman, P. H., Keefer, C. H., & Brazelton, T. B. (1994). *Child Care and Culture: Lessons from Africa*. Cambridge University Press.
- Leyendecker, B., Lamb, M. E., Fracasso, M. P., Schölmerich, A., & Larson, C. (1997). Playful Interaction and the Antecedents of Attachment: A Longitudinal Study of Central American and Euro-American Mothers and Infants. *Merril-Palmer Quarterly*, 43(1), 24–47.
- Liss, M., Schiffman, H. H., Mackintosh, V. H., Miles-McLean, H., & Erchull, M. J. (2013). Development and Validation of a Quantitative Measure of Intensive Parenting Attitudes. *Journal of Child and Family Studies*, 22, 621–636. doi:10.1007/s10826-012-9616-y
- Lowinger, S., Dimitrovsky, L., Strauss, H., & Mogilner, C. (1995). Maternal social and physical contact: Links to early infant attachment behaviors. *Journal of Genetic Psychology*, 156(4), 461-476. doi:10.1080/00221325.1995.9914837

- Luttenberger, H. (in prep.). *Alltagsabläufe in den traditionellen Dorfgemeinschaften Malawis: Zusammenhänge zur kindlichen Entwicklung* (Diplomarbeit). Universität Wien, Wien.
- Lynch, J. L., & Brooks, R. (2013). Low Birth Weight and Parental Investment: Do Parents Favor the Fittest Child? *Journal of Marriage and Family*, 75, 533–543. doi:10.1111/jomf.12028
- Marlowe, F. (1999). Male Care and Mating Effort among Hadza Foragers. *Behavioral Ecology and Sociobiology*, 46(1), 57–64. doi:10.1007/s002650050592
- Meehan, C. L. (2008). Allomaternal Investment and Relational Uncertainty among Ngandu Farmers of the Central African Republic. *Human Nature*, 19, 211–226. doi:10.1007/s12110-008-9039-z
- Meehan, C. L. (2009). Maternal Time Allocation in Two Cooperative Childrearing Societies. *Human Nature*, 20, 375–393. doi:10.1007/s12110-009-9076-2
- Michalski, R. L., & Shackelford, T. K. (2005). Grandparental Investment as a Function of Relational Uncertainty and Emotional Closeness with Parents. *Human Nature*, 16(3), 293–305. doi:10.1007/s12110-005-1012-5
- Minde, K., Minde, R., & Vogel, W. (2006). Culturally sensitive assessment of attachment in children aged 18-40 months in a South African township. *Infant Mental Health Journal*, 27(6), 544–558. doi:10.1002/imhj.20106
- Mistry, R. S., Benner, A. D., Biesanz, J. C., Clark, S. L., & Howes, C. (2010). Family and social risk, and parental investments during the early childhood years as predictors of low-income children's school readiness outcomes. *Early Childhood Research Quarterly*, 25, 432–449. doi:10.1016/j.ecresq.2010.01.002
- Mistry, R. S., Biesanz, J. C., Chien, N., Howes, C., & Benner, A. D. (2008). Socioeconomic status, parental investments, and the cognitive and behavioral outcomes of low-income children from immigrant and native households. *Early Childhood Research Quarterly*, 23, 193–212. doi:10.1016/j.ecresq.2008.01.002
- Munroe, R. H., & Munroe, R. L. (1971). Household density and infant care in an east african society. *The Journal of Social Psychology*, 83, 3–13. doi:10.1080/00224545.1971.9919967
- Munroe, R. H., Munroe, R. L., & Shimmin, H. S. (1984). Children's Work in Four Cultures: Determinants and Consequences. *American Anthropologist*, 86(2), 369–379. doi:10.1525/aa.1984.86.2.02a00120
- Nag, M., White, B. N. F., Peet, C., Bardhan, A., Hull, T. H., Johnson, A., . . . Tax, S. (1978). An Anthropological Approach to the Study of the Economic Value of Children in Java and Nepal [and Comments and Reply]. *Current Anthropology*, 19(2), 293–306. doi:10.1086/202076
- National Statistical Office (NSO). (2011). *Malawi Demographic and Health Survey 2010*. Zomba, Malawi, and Calverton, Maryland, USA: NSO and ICF Macro.
- National Statistical Office (NSO). (2012). *Statistical Year Book*. Zomba, Malawi.
- Nsamenang, A., & Lamb, M. E. (1995). The force of beliefs: How the parental values of the Nso of Northwest Cameroon shape children's progress toward adult models. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 16(4), 613–627. doi:10.1016/0193-3973(95)90007-1

- Otto, H. (2008). *Culture-specific attachment strategies in the Cameroonian Nso. Cultural solutions to a universal developmental task*. University of Osnabrück, Osnabrück.
- Pederson, D. R., Moran, G., Sitko, C., Campbell, K., Ghesquire, K., & Acton, H. (1990). Maternal Sensitivity and the Security of Infant-Mother Attachment: A Q-Sort Study. *Child Development*, 61, 1974–1983. doi:10.2307/1130851
- Pederson, D. R., & Moran, G. (1999). The Relationship Imperative: Arguments for a Broad Definition of Attachment. *Journal of Family Psychology*, 13(4), 496–500. doi:10.1037/0893-3200.13.4.496
- Posada, G. (2013). Piecing together the sensitivity construct: ethology and cross-cultural research. *Attachment & Human Development*, 15(5-6), 637–656. doi:10.1080/14616734.2013.842753
- Posada, G., & Jacobs, A. (2001). Child-Mother Attachment Relationships and Culture. *American Psychologist*, 56(10), 821–822. doi:10.1037/0003-066X.56.10.821
- Posada, G., Carbonell, O. A., Alzate, G., & Plata, S. J. (2004). Through Colombian Lenses: Ethnographic and Conventional Analyses of Maternal Care and Their Associations With Secure Base Behavior. *Developmental Psychology*, 40(4), 508–518. doi:10.1037/0012-1649.40.4.508
- Posada, G., Gao, Y., Wu, F., Posada, R., Tascon, M., Schölmerich, A., . . . Synnevaag, B. (1995). The secure base phenomenon across cultures: Children's behavior, mother's preferences, and experts' concepts. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 60(2-3), 27–48. doi:10.2307/1166169
- Posada, G., Jacobs, A., Carbonell, O. A., Alzate, G., Bustamante, M. R., & Arenas, A. (1999). Maternal Care and Attachment Security in Ordinary and Emergency Contexts. *Developmental Psychology*, 35(6), 1379–1388. doi:10.1037/0012-1649.35.6.1379
- Posada, G., Jacobs, A., Richmond, M. K., Carbonell, O. A., Alzate, G., Bustamante, M. R., & Quiceno, J. (2002). Maternal Caregiving and Infant Security in Two Cultures. *Developmental Psychology*, 38(1), 67–78. doi:10.1037/0012-1649.38.1.67
- Posada, G., Lu, T., Trumbell, J., Kaloustian, G., Trudel, M., Plata, S. J., . . . Lay, K.-L. (2013). Is the Secure Base Phenomenon Evident Here, There, and Anywhere?: A Cross-Cultural Study of Child Behavior and Experts' Definitions. *Child Development*, 84(6), 1896–1905. doi:10.1111/cdev.12084
- Pryce, C. R. (1995). Determinants of Motherhood in Human and Nonhuman Primates: A Biosocial Model. In C. R. Pryce, R. D. Martin, & D. Skuse (Eds.), *Motherhood in Human and Nonhuman Primates. Biosocial Determinants* (pp. 1–15). Basel: Karger.
- Quinlan, R. J. (2007). Human parental effort and environmental risk. *Proceedings of the Royal Society B: Biological Sciences*, 274, 121–125. doi:10.1098/rspb.2006.3690
- Quinlan, R. J., Quinlan, M. B., & Flinn, M. V. (2003). Parental investment and age at weaning in a Caribbean village. *Evolution and Human Behavior*, 24, 1–16. doi:10.1016/S1090-5138(02)00104-6

- Riina, E. M., & Feinberg, M. E. (2012). Involvement in Childrearing and Mothers' and Fathers' Adjustment. *Family Relations*, 61, 836-850. doi:10.1111/j.1741-3729.2012.00739.x
- Roopnarine, J. L., Krishnakumar, A., & Vadgama, D. (2013). Indian Fathers: Family Dynamics and Investment Patterns. *Psychology Developing Societies*, 25(2), 223-247. doi:10.1177/0971333613500869
- Rothbaum, F., Weisz, J., Pott, M., Miyake, K., & Morelli, G. A. (2000). Attachment and Culture: Security in the United States and Japan. *American Psychologist*, 55(10), 1093-1104. doi:10.1037/0003-066X.55.10.1093
- Scheper-Hughes, N. (1985). Culture, Scarcity, and Maternal Thinking: Maternal Detachment and Infant Survival in a Brazilian Shantytown. *Ethos*, 13(4), 291-317. doi:10.1525/eth.1985.13.4.02a00010
- Schlomer, G. L., & Belsky, J. (2012). Maternal Age, Investment, and Parent-Child Conflict: A Mediational Test of the Terminal Investment Hypothesis. *Journal of Family Psychology*, 26(3), 443-452. doi:10.1037/a0027859
- Seymour, S. (2004). Multiple Caretaking of Infants and Young Children: An Area in Critical Need of a Feminist Psychological Anthropology. *Ethos*, 32(4), 538-556. doi:10.1525/eth.2004.32.4.538
- Simpson, J. A., & Belsky, J. (2008). Attachment Theory within a Modern Evolutionary Framework. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 131-157). New York: The Guilford Press.
- Solomon, J., & George, C. (2008). The Measurement of Attachment Security and Related Constructs in Infancy and Early Childhood. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 383-416). New York: The Guilford Press.
- SORA - Institute for Social Research and Consulting. (2010). Frauenbarometer 2010: Frauen - Rechte - Geschichte - Errungenschaften.
- Spangler, G. (2013). Individual dispositions as precursors of differences in attachment quality: Why maternal sensitivity is nevertheless important. *Attachment & Human Development*, 15, 657-672. doi:10.1080/14616734.2013.842065
- Trivers, R. L. (1972). Parental Investment and Sexual Selection. In B. G. Campbell (Ed.), *Sexual Selection And the Descent of Man* (pp. 136-179). Chicago: Aldine.
- Tronick, E. Z., Morelli, G. A., & Ivey, P. K. (1992). The Efe Forager Infant and Toddler's Pattern of Social Relationships: Multiple and Simultaneous. *Developmental Psychology*, 28(4), 568-577.
- Tudge, J. (2008). *The Everyday Lives of Young Children: Culture, Class, and Child Rearing in Diverse Societies*. New York: Cambridge University Press.
- United Nations Children's Fund. (2014). Levels & Trends in Child Mortality: Report 2014.
- United Nations Development Programme. (2014). Human Development Report 2014: Sustaining Human Progress: Reducing Vulnerabilities and Building Resilience.

- Valeggia, C. R. (2009). Flexible Caretakers: Responses of Toba Families in Transition. In G. Bentley & R. Mace (Eds.), *Substitute Parents. Biological and social perspective on alloparenting across human societies* (pp. 100–114). New York: Berghahn Books.
- van IJzendoorn, M. H. (1990). Developments in Cross-Cultural Research on Attachment: Some Methodological Notes. *Human Development*, 33, 3–9. doi:10.1159/000276498
- van IJzendoorn, M. H., & Kroonenberg, P. M. (1988). Cross-cultural Patterns of Attachment: A Meta-Analysis of the Strange Situation. *Child Development*, 59, 147–156. doi:10.2307/1130396
- van IJzendoorn, M. H., & Sagi-Schwartz, A. (2008). Cross-Cultural Patterns of Attachment: Universal and Contextual Dimensions. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 880–905). New York: The Guilford Press.
- van IJzendoorn, M. H., Vereijken, C. M. J. L., Bakermans-Kranenburg, M. J., & Riksen-Walraven, J. M. (2004). Assessing Attachment Security With the Attachment Q Sort: Meta-Analytic Evidence for the Validity of the Observer AQS. *Child Development*, 75(4), 1188–1213. doi:10.1111/j.1467-8624.2004.00733.x
- Waters, E. (1995). Appendix A: The Attachment Q-Set (Version 3.0). *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 60(2-3), 234–246.
- Waters, E., & Deane, K. E. (1985). Defining and Assessing Individual Differences in Attachment Relationships: Q-Methodology and the Organization of Behavior in Infancy and Early Childhood. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 50, 41–65. doi:10.2307/3333826
- Weinfield, N. S., Sroufe, L. A., Egeland, B., & Carlson, E. (2008). Individual Differences in Infant-Caregiver Attachment: Conceptual and Empirical Aspects of Security. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Application* (2nd ed., pp. 78–101). New York: The Guilford Press.

8 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Zusatzbetreuung in Wochenstunden	54
Abbildung 2: Personengruppen am FAST	56
Abbildung 3: Anwesenheit einzelner Personengruppen.....	62
Abbildung 4: Anwesenheit abstrahierter Personengruppen	63
Abbildung 5: Gesamtinteraktion mit Projektkind	64
Abbildung 6: Interaktionsformen (Mutter).....	65
Abbildung 7: Interaktionsformen (Bed 1).....	66

9 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Variablenübersicht	57
Tabelle 2: Time Investment Glossar I	59
Tabelle 3: Time Investment Glossar II.....	59
Tabelle 4: Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse mit Varimaxrotation	68
Tabelle 5: Anwesenheit bestimmter Personen(-gruppen)	95
Tabelle 6: Interaktionsformen Mutter: Bedingung 1 im Vergleich zu Bedingung 2	96
Tabelle 7: Interaktionsformen: Mutter im Vergleich zu allen anderen Personen.....	96
Tabelle 8: Interaktionsformen Mutter: Gestillte Kinder im Vergleich zu entwöhnten Kindern.....	97
Tabelle 9: Interaktionsformen: weibliche Erwachsene im Vergleich zu männlichen Erwachsenen	97
Tabelle 10: Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Gesamtinteraktion Mutter“ (AZ/Bed 1)	98
Tabelle 11: Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung I	98
Tabelle 12: Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung I	98
Tabelle 13: Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung II	98
Tabelle 14: Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung II.....	99
Tabelle 15: Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale erwachsene Unterstützung	99
Tabelle 16: Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale erwachsene Unterstützung.....	99
Tabelle 17: Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Anwesenheit“	99
Tabelle 18: Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Surplus Investments“	100
Tabelle 19: Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Base Investments“	100
Tabelle 20: Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „AQS Bindungswert“	100

10 Anhang

A. Abstract

Objective: The aim of the present study was to examine several assumptions regarding the nature of maternal investments in traditional societies which are usually characterized by resource scarcity, high risk factors and a collectivist, interdependent social structure, as well as to further identify varying factors within such societies that influence the maternal investments. In particular, the study focused on the age and education of the mother as well as the extent of her experienced social support concerning childcare (multiple caretaking). Furthermore, the correlations between the maternal investments and the mother-child-attachment were investigated, while keeping the question in mind as to what extent the conventional, western-oriented, attachment theory can relate to mothers and children living in traditional societies. **Methodology:** During the course of a three-month research project in Zomba, Malawi, data regarding the everyday life and relationship structures of a total of 90 Malawian children (14 to 31 months) and their mothers, living in traditional communities, was collected using various research instruments. The maternal investments were measured using an observation method (“time investment”) created specifically for the research project, based on the principles of time sampling. Relevant socio-demographic parameters were clarified during an interview with the mother. The extent of social support was measured in several ways. The Family System Test (FAST) was used to represent the respective size of the maternal family. The mothers were also asked to estimate the extent of the perceived allocare. Finally, the extent of the actual additional care was investigated using the time investment, which served to record interactions between the respective child and other people. Attachment-security was measured using the Attachment Q-Sort (AQS). **Results:** It was shown that not all assumptions concerning the prototypical nature of maternal investments in traditional societies were applicable to the sample. Although evidence could be found confirming the prevalence of a somewhat low investment in the children, there seemed to be a significant increase whenever the children expressed their displeasure by crying or whining. In addition, the assumptions of the predominance of base investments crucial to the child’s survival in contrast to investments and interactions meeting demands beyond those basic needs could not be confirmed. In fact, the mothers appeared to devote more of their time to physical and social contact than to the nursing and grooming of the child. Furthermore, mothers spent equal amounts of time interacting with their child physically and socially, which contradicts the assumption concerning the predominance of body contact and the neglect of social contact in traditional societies. In particular, the active physical contact in terms of caressing was rarely carried out. Moreover, despite the strong prevalence of multiple caretaking, it was found that the mother played a very special and unique role in her child’s life. All hypotheses concerning the effects on maternal investments could, however, be confirmed. Both the age and the education of the mother proved to be positive factors.

Evidence could also be found to suggest that differences with regard to the respective resource availability can influence the trade-off between reproduction quantity and quality, even within the same context. Furthermore, a significant influence of the extent of social support on maternal investments was found. However, results showed the need to differentiate between various forms of maternal investment, which was achieved by carrying out a principal component analysis (PCA). Thus it became apparent that the maternal *base investments*, which consist of grooming and active physical contact, were in fact *increased* by the amount of social support, whereas the maternal *surplus investments*, which included social and passive physical contact, were *decreased* by the extent of social support. The frequency of maternal presence near her child also correlated negatively with the respective amount of social support. Additionally, it was shown that precisely those forms of investment that were reduced by social support had a positive influence on the mother-child-attachment. **Discussion:** The fact that this study found several contradicting results to the common assumptions regarding prevalent caretaking practices in traditional societies clearly demonstrates the importance to carry out an examination of those assumptions in future intercultural research rather than to simply accept their universal validity. In addition, the need to consider differentiated forms of maternal investments is stressed because not all of them are equally influenced by external influences. In particular, the finding that the special status of the mother does not interfere with the assistance of other family members can be very valuable to Western mothers who are often put under great pressure due to the controversially discussed topic of external childcare. The fact that the majority of children showed secure-base behavior towards their mothers proves that multiple caretaking does not necessarily prevent mother-child-attachment. In addition, this knowledge contradicts those scientists who doubt the relevance of attachment theory for non-Western societies. In fact, it was shown that despite a rather low maternal investment and a large number of alloparents, a high number of Malawian children showed secure-base behavior towards their mothers.

B. Zusammenfassung

Ziel: Die vorliegende Arbeit beabsichtigte, etwaige Annahmen ob der Gestaltung mütterlicher Investments in traditionellen Kulturen, welche meist von Ressourcenknappheit, hohen Risikofaktoren und einer kollektivistischen, interdependenten Gesellschaftsstruktur geprägt sind, einer Überprüfung zu unterziehen sowie diverse, innerhalb dieses Kontextes variierende Einflussfaktoren auf die mütterlichen Investments zu identifizieren. Insbesondere stand dabei der Einfluss des Alters und der Bildung der Mutter sowie des Ausmaßes der von ihr erfahrenen sozialen Unterstützung bei der Kinderbetreuung (*multiple caretaking*) im Fokus. Ferner sollten die Zusammenhänge zwischen den mütterlichen Investments und der Mutter-Kind-Bindung abgeklärt werden, wobei die Frage berücksichtigt wurde, inwiefern die konventionelle, eher westlich orientierte Bindungstheorie auf die Lebensrealität der traditionell lebenden Mütter und ihrer Kinder übertragen werden kann. **Methodik:** Im Zuge eines dreimonatigen Forschungsaufenthaltes in Zomba, Malawi, wurden der Alltagsverlauf und die Beziehungsstrukturen von insgesamt 90 malawischen, in traditionellen Dorfgemeinschaften lebenden Kindern (14 bis 31 Monate) und ihrer Mütter durch diverse Untersuchungsinstrumente erfasst. Dabei wurden die mütterlichen Investments anhand eines eigens für das Forschungsvorhaben kreierten, auf den Prinzipien des *time sampling* basierenden Beobachtungsverfahrens (*time investment*) erfasst. Relevante soziodemographische Parameter wurden mittels Sozialanamnese abgeklärt, das Ausmaß der sozialen Unterstützung der Mutter wurde auf mehrere Arten erhoben. Zum einen kam der *Family System Test* (FAST) zum Einsatz, um die jeweilige Familiengröße der Mutter abzubilden, ferner sollte sie das Ausmaß der von ihr wahrgenommenen *allocare* selber einschätzen. Schlussendlich wurde das Ausmaß der tatsächlichen Zusatzbetreuung anhand der durch das *time investment* gemessenen Interaktionshäufigkeit anderer Personen mit dem observierten Kind erhoben. Die Bindungssicherheit wurde durch den *Attachment Q-Sort* (AQS) erfasst. **Ergebnisse:** Durch die Forschungstätigkeiten konnte gezeigt werden, dass nicht alle Annahmen ob der prototypischen Gestaltung mütterlicher Investments in traditionellen Gesellschaften auf die Stichprobe zutrafen. Zwar fanden sich Hinweise darauf, dass tatsächlich ein eher niedriges Investment in die Kinder vorherrschend war, jedoch stieg dieses signifikant an, wenn sie durch Weinen oder Quengeln ihren Unmut äußerten. Zudem konnten die Annahmen der Dominanz der überlebenssichernden Investments gegenüber darüber hinausgehenden Interaktionsformen nicht bestätigt werden. Vielmehr hatte die Mutter signifikant mehr Körper- und Sozialkontakt mit ihrem Kind als Pflegekontakt. Körper- und Sozialkontakt hielten sich ferner die Waage, was der Annahme der starken Dominanz von Körperkontakt und der Vernachlässigung von Sozialkontakt in traditionellen Kontexten widerspricht. Speziell der aktive Körperkontakt in Form von Liebkosungen wurde nur in einem sehr geringen Ausmaß ausgeführt. Ferner zeigte sich, dass die Mutter trotz ausgeprägtem *multiple caretaking* eine klare Sonderstellung einnahm. Sämtliche Hypothesen bezüglich der Einflüsse auf die mütterlichen Investments konnten hingegen bestätigt werden. Sowohl das Alter als auch die Bildung der Mutter

zeigten sich als positive Einflussgrößen, des Weiteren konnten Hinweise darauf gefunden werden, dass die Entscheidung zwischen Reproduktionsquantität und –qualität auch innerhalb desselben Kontextes von der jeweiligen Ressourcenlage abhängig ist. Ferner konnte ein signifikanter Einfluss des Ausmaßes der sozialen Unterstützung auf die mütterlichen Investments festgestellt werden. Jedoch zeigte sich dabei die Notwendigkeit, die von ihr getätigten Investments differenziert zu betrachten, was durch eine Hauptkomponentenanalyse gewährleistet wurde. So wurde ersichtlich, dass die von ihr getätigten *base investments*, welche sich aus dem Pflege- und aktiven Körperkontakt zusammensetzen, vom Ausmaß der sozialen Unterstützung signifikant *erhöht* wurden, während ihre *surplus investments*, die den Sozial- und passiven Körperkontakt umfassten, vom Ausmaß der sozialen Unterstützung *verringert* wurden. Auch die Häufigkeit der mütterlichen Anwesenheit in der Nähe ihres Kindes stand in einem negativen Zusammenhang mit der sozialen Unterstützung. Ferner konnte gezeigt werden, dass eben jene Investmentformen, die von der sozialen Unterstützung verringert wurden, einen positiven Zusammenhang zur Mutter-Kind-Bindung aufwiesen. **Diskussion:** Die, den gängigen Annahmen hinsichtlich der Lebensrealität und vorherrschenden *caretaking* Praktiken in traditionellen Gemeinschaften teilweise widersprechenden Ergebnisse, zeigen deutlich die Wichtigkeit auf, diese auch bei künftigen interkulturellen Forschungstätigkeiten einer Überprüfung zu unterziehen, anstatt ihnen allgemeine Gültigkeit zu konstatieren. Zudem wird die Notwendigkeit ersichtlich, mütterliche Investmentformen differenziert zu betrachten, da nicht alle gleichermaßen externen Einflüssen unterliegen. Insbesondere der Befund, dass die Sonderstellung der Mutter mit der Assistenz anderer Familienmitglieder nicht unvereinbar ist, kann für westliche Mütter, die auf Grund des so kontrovers behandelten Themas der externen Kinderbetreuung oftmals unter großem Druck stehen, einen entscheidenden Erkenntnisgewinn mit sich bringen. Auch die Tatsache, dass beim Großteil der Kinder ein hohes Ausmaß an *secure base* Verhalten observiert werden konnte, zeigt auf, dass *multiple caretaking* die Bindungsentwicklung zwischen Mutter und Kind nicht zwangsläufig verhindert. Zudem widerspricht diese Erkenntnis etwaigen ForscherInnen, die an der Übertragbarkeit der Bindungstheorie auf nicht-westliche Gesellschaften zweifeln. Vielmehr konnte gezeigt werden, dass trotz einem eher niedrigen Investment in das Kind und einer großen Anzahl an *Alloeltern*, eine Vielzahl der malawischen Kinder *secure base* Verhalten gegenüber der Mutter zeigte.

C. Tabellarische Übersicht der Ergebnisse

Tabelle 5

Anwesenheit bestimmter Personen(-gruppen)

Personengruppe	Mittelwert (<i>M</i>)	Standardabweichung (<i>SD</i>)	signifikanter Unterschied zur Mutter (Mittelwertvergleich)
Mutter	.57	.19	/
Kleinkind	.28	.20	$M > KK$ ($t = 8.81^{***}$, $r = .74$)
Kind weiblich	.32	.21	$M > KW$ ($t = 7.57^{***}$, $r = .68$)
Kind männlich	.35	.21	$M > KM$ ($t = 6.71^{***}$, $r = .64$)
Kinder gesamt	.56	.22	$M = K$
Vater / Stiefvater	.10	.14	$M > V$ ($T = 3^{***}$)
Vater / Stiefvater ^{*(1)}	.12	.15	$M > V$ ($T = 3^{***}$)
Großmutter	.15	.20	$M > GM$ ($T = 52^{***}$)
Großvater	.01	.02	$M > GV$ ($T = 0^{***}$)
weibliche Verwandte	.28	.22	$M > VW$ ($t = 8.56^{***}$, $r = .73$)
männliche Verwandte	.06	.10	$M > VM$ ($T = 0^{***}$)
weibliche Erwachsene	.05	.08	$M > EW$ ($T = 6^{***}$)
männliche Erwachsene	.02	.03	$M > EM$ ($T = 0^{***}$)
Erwachsene gesamt	.48	.21	$M > E$ ($t = 2.8^{**}$, $r = .33$)
Schwester	.21	.29	$M > S$ ($T = 196^{***}$)
Schwester ^{*(2)}	.44	.27	$M = S$
Bruder	.16	.24	$M > B$ ($T = 51^{***}$)
Bruder ^{*(3)}	.31	.25	$M > B$ ($t = 6.39^{***}$, $r = .74$)
Geschwister gesamt	.32	.32	$M > G$ ($T = 375^{**}$)
Geschwister gesamt ^{*(4)}	.48	.27	$M = G$

Note. $^{**} p < .01$, $^{***} p < .001$. $N = 67$. * Teilstichproben: ⁽¹⁾ Vater im selben Haushalt wohnhaft ($N = 55$, Anwesenheit Mutter: $M = .55$, $SD = .19$); ⁽²⁾ Schwester(n) existent ($N = 32$, Anwesenheit Mutter: $M = .52$, $SD = .19$); ⁽³⁾ Bruder/Brüder existent ($N = 35$, Anwesenheit Mutter: $M = .56$, $SD = .19$); ⁽⁴⁾ Geschwister existent ($N = 44$, Anwesenheit Mutter: $M = .55$, $SD = .19$). Verwandtschaftsangaben aus Sicht des Projektkindes.

Tabelle 6*Interaktionsformen Mutter: Bedingung 1 im Vergleich zu Bedingung 2*

Interaktionsform	Bedingung 1 <i>M (SD)</i>	Bedingung 2 <i>M (SD)</i>	signifikanter Unterschied (Mittelwertvergleich)
Gesamt- interaktion	.25 (.12)	.48 (.20)	Bed 1 < Bed 2 ($t = -9.6^{***}$, $r = .77$)
Pflege	.06 (.05)	.17 (.17)	Bed 1 < Bed 2 ($T = 221^{***}$)
Sozialkontakt	.12 (.07)	.24 (.17)	Bed 1 < Bed 2 ($T = 231^{***}$)
Körperkontakt (passiv + aktiv)	.13 (.09)	.24 (.18)	Bed 1 < Bed 2 ($T = 388^{***}$)
Passiver Körperkontakt	.12 (.09)	.21 (.16)	Bed 1 < Bed 2 ($T = 415^{***}$)
Aktiver Körperkontakt	.01 (.02)	.03 (.07)	Bed 1 = Bed 2

Note. $^{***} p < .001$. $N = 63$ **Tabelle 7***Interaktionsformen: Mutter im Vergleich zu allen anderen Personen*

Interaktionsform	Bedingung 1		Bedingung 2		signifikanter Unterschied (Mittelwertvergleich)	
	Mutter <i>M (SD)</i>	Andere <i>M (SD)</i>	Mutter <i>M (SD)</i>	Andere <i>M (SD)</i>	Bed 1	Bed 2
Gesamt- interaktion	.25 (.12)	.28 (.12)	.48 (.20)	.30 (.20)	$M = A$	$M > A$ ($T = 480^{***}$)
Pflege	.06 (.05)	.02 (.02)	.17 (.17)	.03 (.08)	$M > A$ ($T = 180^{***}$)	$M > A$ ($T = 98^{***}$)
Sozialkontakt	.12 (.07)	.27 (.13)	.24 (.17)	.25 (.21)	$M < A$ ($T = 151^{***}$)	$M = A$
Körperkontakt (passiv + aktiv)	.13 (.09)	.11 (.07)	.24 (.18)	.16 (.14)	$M = A$	$M > A$ ($T = 382^{**}$)
Passiver Körperkontakt	.12 (.09)	.11 (.06)	.21 (.16)	.14 (.12)	$M = A$	$M > A$ ($T = 305^{**}$)
Aktiver Körperkontakt	.01 (.02)	.1 (.02)	.03 (.07)	.02 (.06)	$M = A$	$M = A$

Note. $^{**} p < .01$, $^{***} p < .001$. N (Bed 1) = 67, N (Bed 2) = 63

Tabelle 8*Interaktionsformen Mutter: Gestillte Kinder (G) im Vergleich zu entwöhnten Kindern (E)*

Interaktionsform	Bedingung 1		Bedingung 2		signifikanter Unterschied (Mittelwertvergleich)	
	G <i>M (SD)</i>	E <i>M (SD)</i>	G <i>M (SD)</i>	E <i>M (SD)</i>	Bed 1	Bed 2
Gesamt- interaktion	.29 (.11)	.20 (.13)	.50 (.20)	.44 (.21)	G > E ($t = -3^{**}$, $r = .35$)	G = E
Pflege	.10 (.05)	.02 (.02)	.22 (.17)	.10 (.14)	G > E ($U = -5.7^{***}$)	G > E ($U = -3.4^{**}$)
Sozialkontakt	.13 (.07)	.11 (.07)	.24 (.16)	.24 (.18)	G = E	G = E
Körperkontakt (passiv + aktiv)	.14 (.08)	.12 (.11)	.21 (.14)	.28 (.23)	G = E	G = E
Passiver Körperkontakt	.13 (.07)	.12 (.11)	.19 (.13)	.25 (.19)	G = E	G = E
Aktiver Körperkontakt	.01 (.02)	.01 (.02)	.02 (.06)	.03 (.08)	G = E	G = E

Note. $^{**} p < .01$, $^{***} p < .001$. N (Bed 1) G/E = 38/29; N (Bed 2) G/E = 38/25

Tabelle 9*Interaktionsformen: weibliche Erwachsene (W) im Vergleich zu männlichen Erwachsenen (M)*

Interaktionsform	Bedingung 1		Bedingung 2		signifikanter Unterschied (Mittelwertvergleich)	
	W <i>M (SD)</i>	M <i>M (SD)</i>	W <i>M (SD)</i>	M <i>M (SD)</i>	Bed 1	Bed 2
Gesamt- interaktion	.08 (.09)	.02 (.03)	.10 (.14)	.03 (.07)	W > M ($T = 422^{***}$)	W > M ($T = 180^{**}$)
Pflege	.01 (.02)	.00 (.00)	.02 (.07)	.00 (.02)	W > M ($T = 11^{***}$)	W > M ($T = 14^{*}$)
Sozialkontakt	.06 (.07)	.02 (.03)	.07 (.11)	.02 (.06)	W > M ($T = 471^{***}$)	W > M ($T = 170^{*}$)
Körperkontakt (passiv + aktiv)	.03 (.05)	.01 (.01)	.04 (.08)	.01 (.04)	W > M ($T = 427^{**}$)	W > M ($T = 129^{*}$)

Note. $^{*} p < .05$, $^{**} p < .01$, $^{***} p < .001$. N (Bed 1) = 67; N (Bed 2) = 63. Weibliche Erwachsene inkludiert Großmütter, verwandte und nicht verwandte Frauen; männliche Erwachsene inkludiert Väter, Großväter, verwandte und nicht verwandte Männer

Tabelle 10*Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Gesamtinteraktion Mutter“ (AZ/Bed 1)*

Prädiktor	B	SE	β
Konstante	.193	.084	
Alter	.005	.003	.247*
Bildung	.019	.006	.375**

Note. $R^2 = .16$. * $p < .05$, ** $p < .01$. $N = 64$.**Tabelle 11***Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung I*

Kaiser-Meyer-Olkin-Kriterium	.58
Bartlett-Test	$\chi^2 (66) = 7.3, p < .1$
Anti-Image-Korrelations-Matrix: niedrigster Wert der Diagonalen	.56

Note. $N = 66$.**Tabelle 12***Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung I*

	Komponente	Kommunalitäten
Time Investment: Gesamtinteraktion Frauen	.72	.52
FAST: Anzahl an Frauen	.72	.52
Sozialanamnese: Ausmaß der von Mutter angegebenen Zusatzbetreuung durch Frauen	.60	.36

Note. $N = 66$. Gesamtinteraktion Frauen bezieht sich auf Bedingung 1 und Bedingung 2 des *time investments*. Frauen inkludiert Schwestern, Großmütter, weibliche verwandte und nicht verwandte Erwachsene und Kinder**Tabelle 13***Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung II*

Kaiser-Meyer-Olkin-Kriterium	.58
Bartlett-Test	$\chi^2 (66) = 8.42, p < .05$
Anti-Image-Korrelations-Matrix: niedrigster Wert der Diagonalen	.56

Note. $N = 66$.

Tabelle 14*Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale weibliche Unterstützung II*

	Komponente	Kommunalitäten
Time Investment: Gesamtinteraktion Frauen	.74	.55
FAST: Anzahl an Frauen	.71	.51
Sozialanamnese: Ausmaß der von Mutter angegebenen Zusatzbetreuung durch Frauen	.61	.38

Note. $N = 66$. Gesamtinteraktion Frauen bezieht sich nur auf Bedingung 1 des *time investments*.
 Frauen inkludiert Schwestern, Großmütter, weibliche verwandte und nicht verwandte Erwachsene und Kinder.

Tabelle 15*Voraussetzungskriterien der Hauptkomponentenanalyse: soziale erwachsene Unterstützung*

Kaiser-Meyer-Olkin-Kriterium	.60
Bartlett-Test	$\chi^2(66) = 19.7, p < .001$
Anti-Image-Korrelations-Matrix: niedrigster Wert der Diagonalen	.57

Note. $N = 66$.

Tabelle 16*Faktorladungen und Kommunalitäten der Hauptkomponentenanalyse: soziale erwachsene Unterstützung*

	Komponente	Kommunalitäten
Time Investment: Gesamtinteraktion Erwachsene	.81	.66
Sozialanamnese: Ausmaß der von Mutter angegebenen Zusatzbetreuung durch Großmutter	.76	.41
Sozialanamnese: Ausmaß der von Mutter angegebenen Zusatzbetreuung durch Großvater	.64	.58

Note. $N = 66$. Gesamtinteraktion Erwachsene bezieht sich nur auf Bedingung 1 des *time investments*.
 Erwachsene inkludiert Väter, Großeltern, weibliche und männliche verwandte und nicht verwandte Erwachsene.

Tabelle 17*Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Anwesenheit“*

Prädiktor	B	SE	β
Konstante	.571	.022	
weibliche soziale Unterstützung I	-.064	.022	-.344**

Note. $R^2 = .12$. ** $p < .01$. $N = 66$.

Tabelle 18*Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Surplus Investments“*

Prädiktor	<i>B</i>	<i>SE</i>	β
Konstante	-.007	.118	
weibliche soziale Unterstützung II	-.328	.119	-.326**

Note. $R^2 = .11$. ** $p < .01$. $N = 66$.**Tabelle 19***Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „Base Investments“*

Prädiktor	<i>B</i>	<i>SE</i>	β
Konstante	-.014	.114	
erwachsene soziale Unterstützung	.402	.115	.402***

Note. $R^2 = .16$. *** $p < .001$. $N = 66$.**Tabelle 20***Regressionsanalyse zur Vorhersage der Variable „AQS Bindungswert“*

Prädiktor	<i>B</i>	<i>SE</i>	β
Konstante	.26	.083	
Anwesenheit Mutter	.32	.138	.276*

Note. $R^2 = .8$. * $p < .05$. $N = 67$.

D. Kodierblatt: Time Investment

Kindspezifisch		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Personen anwesend	Mutter (M)												
	Vater (V)												
	Schwester (S)												
	Bruder (B)												
	Oma												
	Opa												
	Kleinkinder (KK)												
	Kinder w. (K)												
	Kinder m. (K)												
	Erw. V. w. (VM)												
	Erw. V. m. (VW)												
	sonstige Erw. w. (E)												
	sonstige Erw. m. (E)												

Lokation	in Hütte												
	vor Hütte												
	andere Hütte												
	in Vorschule												
	vor Vorschule												
	Markt												
	Brunnen												
	freies Land												

Verhalten des Kindes	beobachten												
	tagträumen												
	imitieren												
	explorieren/ spielen												
	herumtoben												
	schlafen												
	sonstige Fortbewegung												
	Kommunizieren												
	essen, trinken												
	stillen												
	sonstiges												

Emotionsausdruck	lachen												
	lächeln												
	weinen												
	quengeln												
	sonstiges												

Mutter in Testung (ankreuzen)													
-------------------------------	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Personenspezifisch		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Person 1	Kürzel Person												
Wird imitiert	ankreuzen												
Körperkontakt	ja, nein												
Verhalten kindorientiert	umarmen, küssen, streicheln												
	tragen												
	körperliche Bestrafung												
	spielen, necken												
	sprechen												
	pflegen												
	sonstiges												
	keine												
Verhalten Sonstiges	unterhalten												
	Hausarbeit												
	andere Arbeit												
	spielen												
	sonstiges												
	Keine												
Person 2	Kürzel Person												
Wird imitiert	ankreuzen												
Körperkontakt	ja, nein												
Verhalten kindorientiert	umarmen, küssen, streicheln												
	tragen												
	körperliche Bestrafung												
	spielen, necken												
	sprechen												
	pflegen												
	sonstiges												
	keine												
Verhalten Sonstiges	unterhalten												
	Hausarbeit												
	andere Arbeit												
	spielen												
	sonstiges												
	Keine												

E. Data-Sheet: Sozialanamnese

PERSON		
Mother	Father	Child
Name:	Name:	Name: ☐ m ☐ f
Date of Birth:	Date of Birth:	Date of Birth:
Age:	Age:	Age:
Religion:	Religion:	Religion:

ADDITIONAL INFORMATION			
Marital Status: ☐ unmarried ☐ married ☐ widowed ☐ divorced	Household: 1. Who lives in the same household: ☐ mother ☐ father ☐ siblings ☐ grandparents ☐ child/children ☐ others: _____ 2. How many people live in the same household (without you)? ☐ None ☐ 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ more than 5 3. ☐ matrilocal (mother's village) ☐ patrilocal (father's village) ☐ new village Do you have a field? ☒ Yes, subsistence ☐ Yes, for a living ☐ No	Mother	Father
		School Education	
		☐ no school education ☐ primary school ☐ secondary school ☐ vocational school ☐ college ☐ -----	☐ no school education ☐ primary school ☐ secondary school ☐ vocational school ☐ college ☐ -----
		School Years?	
		Years: _____	Years: _____

VILLAGE INFORMATION			
Area / Village	Number of inhabitants:	Male / Female	Children under 6
Walking distance to: Main road _____ Market _____			

WORK SITUATION		
Mother		Father
Current Situation	☐ unemployed ☐ employed ☐ pupil/student ☐ housewife	☐ unemployed ☐ employed hours per week ☐ pupil/student ☐ houseman
Profession:		
Salary Per Month:		

CHILDREN / SIBLINGS			
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild
NAME	☐ m ☐ f	Date of Birth:	☐ biological ☐ stepchild

ABOUT THE CHILD		
About the Pregnancy		
planned child: ☐ Yes ☐ No	High-risk pregnancy: ☐ Yes ☐ No	Additional notes:
Birth / after the pregnancy		
Birth: ☐ in the hospital ☐ at home ☐ natural ☐ C-section	Breastfeeding until ☐ the age of ____ months ☐ how	Additional notes (e.g. if child is adopted)
Caretaking		
Primary Caretaker: _____	Who else takes care of the child? ☐ father ☐ brothers / sisters ☐ grandmother ☐ grandfather ☐ aunt ☐ uncle ☐ other relatives – Who? _____ ☐ other grownups – Who? _____ ☐ other children – Who? _____	How often? ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day ____ days ____ hours per day

F. Instruktion und Kodierblatt: Family System Test (FAST)

„Ich erkläre jetzt ein Verfahren für die Darstellung von Familienbeziehungen. Mit dem Brett und den Figuren (TL zeigt das Testmaterial) kannst/können Du/Sie darstellen, wie nahe sich die Familienmitglieder sind. Hier gibt es männliche und weibliche Figuren. Diese Figuren symbolisieren Familienmitglieder. Indem Du/Sie die Figuren in die Felder des Brettes stellst/stellen, kannst/können Du/Sie zeigen, wie *nahe* sich die Familienmitglieder sind. Es dürfen *alle* Felder auf dem Brett benützt werden.“ Der TL stellt nun ein Figurenpaar in zwei seitlich aneinandergrenzende Felder (minimale Distanz) und sagt: „Dies bedeutet, dass die zwei entsprechenden Familienmitglieder eine sehr enge Beziehung haben.“ Der Testleiter zeigt nun weitere Distanzabstufungen, indem er die Figuren zuerst in zwei diagonal angrenzende Felder (zweikleinste Distanz) und dann in zwei diagonal gegenüberliegende Eckfelder (maximale Distanz) stellt, und sagt: „Je größer der Abstand zwischen den Figuren ist, desto weniger nahe werden die Beziehungen eingestuft.“ Der TL versichert sich, dass die Probanden verstanden haben, dass sie *alle* Felder verwenden dürfen, wobei deren Koordinaten keine Rolle spielen, sondern nur die *relativen Positionen* der Figuren zueinander (Distanzen) wichtig sind. Wenn die Figuren aufgestellt sind, muss das Auswertungsblatt vom VL ausgefüllt werden. Dabei mit der jeweiligen Person klären, welche Figur für welche Person steht.

9								
8								
7								
6								
5								
4								
3								
2								
1								
	1	2	3	4	5	6	7	8

V = Vater	GM _M = Großmutter mütterlicherseits	K1 = _____
M = Mutter	GV _M = Großvater mütterlicherseits	K2 = _____
S = Schwester	GM _V = Großmutter väterlicherseits	K3 = _____
B = Bruder	GV _V = Großvater väterlicherseits	Sonstige: _____

	V	M	K1	K2	K3		
Alter							
Geschlecht							

G. Beobachtungsprotokoll: Attachment Q-Sort (AQS)

AQS^[G]

Attachment Q-Sort [German]

Ahnert, Eckstein-Madry, Supper, Bohlen, Suess, & Suess, 2012

Deutsche Übertragung des AQS nach Waters (1995)

(Version: Mutter-Kind-Bindung)

Datum:

Name des Kindes:

Name der Mutter:

Name des Beobachters:

Orte der Beobachtung:

Zeitraum (von – bis):

Beobachtungsprotokoll-M

ITEM	Vermerk
1. Das Kind beschäftigt sich mit der Mutter bereitwillig oder überlässt ihr die Gegenstände, wenn sie darum bittet. <i>*Niedrig: Das Kind weigert sich.</i>	
2. Wenn das Kind nach dem Spiel zur Mutter kommt, ist es manchmal ohne ersichtlichen Grund quengelig. <i>*Niedrig: Das Kind ist fröhlich und herzlich, wenn es nach oder auch während dem Spiel zur Mutter kommt.</i>	
3. Das Kind lässt sich auch von anderen Erwachsenen (neben der Mutter) trösten, wenn es aufgeregt ist oder sich wehgetan hat. <i>*Niedrig: Die Mutter ist die einzige, von der sich das Kind trösten lässt.</i>	
4. Das Kind geht behutsam mit Spielzeugen (und Haustieren) um.	
5. Das Kind interessiert sich mehr für Menschen als für Gegenstände. <i>*Niedrig: Das Kind interessiert sich mehr für Gegenstände als für Menschen.</i>	
6. Wenn das Kind in der Nähe der Mutter ist und etwas sieht, mit dem es spielen möchte, fängt es an zu quengeln oder versucht, die Mutter dorthin zu zerren. <i>*Niedrig: Das Kind versucht selbst zu bekommen, was es will, ohne zu quengeln oder die Mutter dorthin zu zerren.</i>	
7. Das Kind lacht oder lächelt schnell mit vielen verschiedenen Menschen. <i>*Niedrig: Die Mutter kann das Kind leichter zum Lächeln oder Lachen bringen als andere.</i>	
8. Wenn das Kind weint, dann weint es heftig. <i>*Niedrig: Das Kind wimmert, schluchzt und weint kaum merklich oder ein heftiges Weinen dauert nicht sehr lange.</i>	
9. Das Kind ist meistens unbeschwert und spielerisch. <i>*Niedrig: Das Kind neigt in größeren Zeitabständen dazu, ernst, traurig oder leicht ärgerlich zu sein.</i>	
10. Das Kind weint häufig oder wehrt sich, wenn die Mutter es zum Schlafen hinlegen oder abends ins Bett bringen will. <i>*Niedrig: Das Kind weint nicht und sträubt sich auch nicht, wenn es zu Bett gebracht wird.</i>	

11. Das Kind umarmt die Mutter oft oder kuschelt mit ihr, ohne dass es dazu aufgefordert wurde. <i>*Niedrig: Das Kind schmust oder kuschelt kaum, außer wenn es umarmt wird oder um eine Umarmung gebeten wird.</i>	
12. Das Kind gewöhnt sich schnell an Menschen oder Gegenstände, bei denen es zunächst schüchtern oder ängstlich war. <i>**Mittel: Das Kind ist nie schüchtern oder ängstlich.</i> <i>*Niedrig: Das Kind gewöhnt sich nur langsam an Menschen und Gegenstände.</i>	
13. Sobald die Mutter den Raum verlassen will, regt das Kind sich auf und weint sogar weiter oder wird ärgerlich, wenn die Mutter gegangen ist. <i>**Mittel: Das Kind regt sich nicht auf, wenn die Mutter den Raum verlässt.</i> <i>*Niedrig: Das Kind hört sofort auf zu weinen, wenn die Mutter den Raum verlassen hat.</i>	
14. Wenn es etwas Neues zum Spielen findet, bringt das Kind es zur Mutter oder zeigt es ihr von Weitem. <i>*Niedrig: Das Kind spielt mit dem neuen Gegenstand stillschweigend oder geht dahin, wo es nicht gestört wird.</i>	
15. Wenn die Mutter es darum bittet, spricht das Kind mit unbekannten Erwachsenen, zeigt ihnen Spielzeug oder etwas, was es schon kann. <i>*Niedrig: Auch wenn die Mutter das Kind bittet, ist es kaum bereit, sich auf unbekannte Erwachsene einzulassen.</i>	
16. Das Kind bevorzugt zum Spielen Nachbildungen von Lebewesen (Puppen, Stofftiere o.ä.). <i>*Niedrig: Das Kind bevorzugt zum Spielen Bälle, Klötze, Töpfe, Pfannen usw.</i>	
17. Das Kind verliert schnell das Interesse an unbekannten Erwachsenen, wenn sie etwas tun, was es nicht mag.	
18. Das Kind folgt den Hinweisen der Mutter bereitwillig, auch wenn es eindeutig Vorschläge und keine Anweisungen sind. <i>*Niedrig: Das Kind lehnt die Vorschläge ab oder ignoriert sie (kann dabei jedoch Anweisungen folgen).</i>	
19. Wenn die Mutter dem Kind sagt, es solle ihr etwas bringen oder geben, dann gehorcht es. (Weigerungen, die spielerisch gemeint sind, werden nicht gewertet, außer das Kind ist deutlich ungehorsam.) <i>*Niedrig: Die Mutter muss sich den Gegenstand selbst nehmen oder ihn mit erhobener Stimme einfordern.</i>	
20. Dem Kind scheint es nichts auszumachen, wenn es sich erschreckt, stößt oder hinfällt. <i>*Niedrig: Das Kind weint, wenn es sich nur leicht stößt, stürzt oder erschreckt.</i>	
21. Das Kind achtet beim Spiel zuhause darauf, wo die Mutter ist. Es ruft sie von Zeit zu Zeit und merkt, wenn sie in ein anderes Zimmer geht oder andere Tätigkeiten beginnt. <i>**Mittel: Wenn sich das Kind nicht von der Mutter entfernen darf oder keinen Platz hat, weiter weg von ihr zu spielen.</i> <i>*Niedrig: Das Kind achtet überhaupt nicht darauf, wo die Mutter ist.</i>	
22. Das Kind benimmt sich wie es liebevolle Eltern tun, wenn es mit Puppen, Haustieren oder anderen Kindern spielt. <i>**Mittel: Wenn das Kind keine Puppen, Tiere oder andere Kleinkinder um sich hat oder nicht mit ihnen spielt.</i> <i>*Niedrig: Das Kind spielt in anderer Weise mit Puppen, Tieren oder anderen Kindern.</i>	

23. Wenn die Mutter mit anderen Familienmitgliedern herzlich ist oder nur mit ihnen zusammen sitzt, versucht das Kind die Zuneigung der Mutter für sich zu bekommen. <i>*Niedrig: Das Kind lässt die Mutter mit Anderen herzlich sein; es greift vielleicht ein, aber nicht auf eine eifersüchtige Art.</i>	
24. Wenn die Mutter das Kind ermahnt oder mit erhobener Stimme spricht, dann wirkt es aufgeregt, traurig oder schämt sich, weil es die Mutter verärgert hat. <i>**Mittel: Das Kind erschrickt nur wegen der lauten Stimme oder hat Angst vor Strafe.</i> <i>*Niedrig: Das Kind ist in solchen Situationen weder aufgeregt, traurig noch beschämt.</i>	
25. Für die Mutter ist das Kind leicht aus den Augen zu verlieren, wenn es außerhalb ihrer Sichtweite spielt. <i>**Mittel: Das Kind spielt niemals außer Sichtweite.</i> <i>*Niedrig: Das Kind redet oder ruft, wenn es außer Sichtweite ist. Es ist leicht, das Kind im Auge zu behalten.</i>	
26. Das Kind weint, wenn die Mutter es zu Hause mit dem Babysitter, dem Vater oder den Großeltern allein lässt. <i>*Niedrig: Das Kind weint in solchen Situationen nicht.</i>	
27. Das Kind lacht, wenn die Mutter es neckt. <i>**Mittel: Die Mutter neckt das Kind niemals beim Spielen oder während einer Unterhaltung.</i> <i>*Niedrig: Das Kind reagiert ärgerlich, wenn die Mutter es neckt.</i>	
28. Das Kind ruht sich gerne auf dem Schoß der Mutter aus. <i>**Mittel: Das Kind sitzt niemals still.</i> <i>*Niedrig: Das Kind ruht sich lieber auf dem Boden oder im Sessel, Sofa, Stuhl oder ähnlichem aus.</i>	
29. Manchmal ist das Kind in etwas so vertieft, dass es nicht zu hören scheint, wenn es angesprochen wird. <i>*Niedrig: Selbst wenn es völlig ins Spiel vertieft ist, merkt das Kind, wenn es angesprochen wird.</i>	
30. Das Kind ärgert sich leicht über Spielzeug. <i>*Niedrig: Das Kind ärgert sich nicht so leicht über Spielzeug.</i>	
31. Das Kind will im Zentrum der mütterlichen Aufmerksamkeit stehen. Wenn die Mutter beschäftigt ist oder mit jemand anderem redet, unterbricht oder stört es. <i>*Niedrig: Das Kind bemerkt es nicht (oder stört sich nicht daran), wenn es nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit der Mutter steht.</i>	
32. Wenn die Mutter „Nein“ sagt oder das Kind bestraft, dann beendet das Kind das unerwünschte Verhalten (zumindest dieses Mal). Es muss nicht zweimal ermahnt werden. <i>*Niedrig: Das Kind lässt sich von seinem Verhalten nicht abbringen.</i>	
33. Das Kind macht den Eindruck (oder macht ganz deutlich), dass es vom Arm abgesetzt werden möchte, widersetzt sich dem allerdings dann oder will gleich wieder hochgehoben werden. <i>*Niedrig: Das Kind fängt gleich an zu spielen, wenn es abgesetzt wird.</i>	
34. Wenn sich das Kind aufregt, weil die Mutter weggeht, dann bleibt es da sitzen wo es ist und weint; es folgt der Mutter nicht nach. <i>**Mittel: Das Kind ist niemals aufgeregt, wenn die Mutter weggeht.</i> <i>*Niedrig: Wenn sich das Kind aufregt (oder schon weint), folgt es auch der Mutter nach.</i>	

35. Das Kind ist auf sich bezogen (ist unabhängig von der Mutter). Es spielt lieber allein und löst sich leicht von der Mutter, wenn es spielen möchte. <i>**Mittel: Wenn das Kind allein spielen soll oder wenig Platz zum Spielen hat.</i> <i>*Niedrig: Das Kind zieht es vor, mit der Mutter oder in ihrer Nähe zu spielen.</i>	
36. Das Kind benutzt seine Mutter als Basis zum Erkunden der Umgebung: Es entfernt sich, um zu spielen, kommt in ihre Nähe zurück, bewegt sich wieder weg, um zu spielen usw. <i>*Niedrig: Das Kind ist dauernd unterwegs (es sei denn, es wird zurückgeholt) oder es ist immer in der Nähe.</i>	
37. Das Kind ist sehr aktiv; es ist ständig in Bewegung und liebt eher aktive als ruhige Spiele. <i>*Niedrig: Das Kind hat ein niedriges Aktivierungsniveau und bevorzugt ruhige Aktivitäten.</i>	
38. Das Kind ist gegenüber der Mutter fordernd und ungeduldig. Es quengelt und drängt so lange, bis die Mutter tut, was es möchte. <i>*Niedrig: Das Kind wartet eine angemessene Zeit, sollte die Mutter nicht gleich reagieren.</i>	
39. Das Kind ist oft ernst und sachlich nüchtern, wenn es abseits von der Mutter oder allein mit seinem Spielzeug spielt. <i>*Niedrig: Das Kind albert herum und lacht, wenn es abseits von der Mutter oder allein mit seinem Spielzeug spielt.</i>	
40. Das Kind untersucht neue Gegenstände oder Spielzeug sehr genau. Es versucht, sie in unterschiedlicher Weise zu verwenden oder sie auseinanderzunehmen. <i>*Niedrig: Neue Gegenstände oder Spielzeuge werden normalerweise nur kurz betrachtet. (Es kann allerdings sein, dass das Kind sich ihnen später wieder zuwendet.)</i>	
41. Wenn die Mutter das Kind auffordert zu gehorchen, folgt es. (Wenn sich das Kind spielerisch weigert, wird dies nicht gewertet, außer das Kind wird deutlich ungehorsam.) <i>*Niedrig: Das Kind ignoriert die Aufforderungen oder verweigert sie.</i>	
42. Das Kind erkennt, wenn die Mutter aufgebracht ist. Es wird dann selbst still oder aufgebracht, versucht die Mutter zu trösten, fragt ob etwas nicht in Ordnung ist, usw. <i>*Niedrig: Das Kind bemerkt nichts, spielt weiter, benimmt sich, als ob alles in Ordnung wäre.</i>	
43. Das Kind bleibt näher bei der Mutter oder kehrt öfter zu ihr zurück, als dies überhaupt erforderlich ist, um den Kontakt aufrechtzuerhalten. <i>*Niedrig: Das Kind verfolgt nicht, was die Mutter tut oder wo sie ist.</i>	
44. Das Kind verlangt und genießt es auch, von der Mutter gehalten sowie umarmt zu werden und mit ihr zu schmusen. <i>**Mittel: Das Kind hat während der Beobachtung keinen Körperkontakt zur Mutter.</i> <i>*Niedrig: Das Kind ist am Körperkontakt nicht besonders interessiert; toleriert ihn, aber sucht nicht danach; oder das Kind windet sich, um abgesetzt zu werden.</i>	
45. Das Kind tanzt und singt gerne zu Musik. <i>*Niedrig: Das Kind mag weder Musik, noch lehnt es sie ab.</i>	
46. Das Kind geht und rennt umher, ohne sich zu stoßen, hinzufallen oder zu stolpern. <i>*Niedrig: Stoßen, Hinfallen oder Stolpern kommen täglich öfter vor (auch ohne sich dabei zu verletzen).</i>	

47. Das Kind toleriert und genießt es, wenn es im Spiel etwas lauter oder „wilder“ wird, solange die Mutter dabei lächelt und zeigt, dass es Spaß ist. <i>*Niedrig: Das Kind ist aufgeregt/verärgert, auch wenn die Mutter deutlich macht, dass die Aktionen lustig gemeint oder unbedenklich sind.</i>	
48. Wenn es darum gebeten wird, gibt oder zeigt das Kind bereitwillig unbekannten Erwachsenen Gegenstände, die es hat. <i>*Niedrig: Wenn das Kind angesprochen wird, gibt es nicht so einfach unbekannten Erwachsenen etwas ab.</i>	
49. Wenn unbekannter Besuch kommt, läuft das Kind mit einem schüchternen Lächeln zur Mutter. <i>**Mittel: Das Kind läuft nicht zur Mutter, wenn Besuch kommt.</i> <i>*Niedrig: Auch wenn das Kind gegenüber dem Besuch letztlich auftaut, läuft es zunächst beunruhigt oder weinend zur Mutter.</i>	
50. Die erste Reaktion des Kindes auf Besuch im Haus ist, ihn zu ignorieren oder zu meiden (auch wenn das Kind schließlich doch mit ihm warm wird). <i>*Niedrig: Die erste Reaktion des Kindes auf Besuch ist, sich anzunähern und in Kontakt zu treten.</i>	
51. Das Kind turnt auf Besuchern herum, wenn es mit ihnen spielt. <i>**Mittel: Das Kind spielt nicht mit Besuchern.</i> <i>*Niedrig: Das Kind sucht beim Spielen keinen engen Kontakt zu den Besuchern.</i>	
52. Dem Kind fällt es schwer, mit kleinen Gegenständen umzugehen oder kleine Dinge zusammenzusetzen. <i>*Niedrig: Das Kind ist sehr geschickt mit kleinen Dingen (Stiften usw.).</i>	
53. Wenn das Kind von der Mutter auf den Arm genommen wird, legt es seinen Arm um sie oder seine Hand auf ihre Schulter. <i>*Niedrig: Das Kind lässt sich auf den Arm nehmen, hilft dabei aber nicht unbedingt mit und hält sich auch nicht fest.</i>	
54. Das Kind scheint zu erwarten, dass sich die Mutter in seine Tätigkeiten einmischt, auch wenn sie ihm einfach nur helfen will. <i>*Niedrig: Das Kind akzeptiert die Hilfe der Mutter, sofern sie nicht tatsächlich einschränkend ist.</i>	
55. Das Kind ahmt zahlreiche Verhaltensweisen oder Umgangsweisen nach, die es bei der Mutter beobachtet. <i>*Niedrig: Das Kind ahmt das Verhalten der Mutter nicht merklich nach.</i>	
56. Wenn eine Tätigkeit dem Kind schwierig zu sein scheint, zieht es sich zurück oder verliert das Interesse. <i>*Niedrig: Das Kind denkt, schwierige Aufgaben bewältigen zu können.</i>	
57. Das Kind ist furchtlos. <i>*Niedrig: Das Kind ist vorsichtig oder ängstlich.</i>	
58. Das Kind ignoriert Besucher weitgehend; es findet seine eigenen Aktivitäten interessanter. <i>*Niedrig: Das Kind interessiert sich durchaus für Besucher, auch wenn es zunächst etwas scheu ist.</i>	
59. Wenn das Kind mit einer Sache fertig ist oder das Spielzeug beiseite legt, dann findet es meist etwas anderes zu tun, ohne zunächst zur Mutter zurückzukehren. <i>**Mittel: Die Mutter ist so aktiv, dass das Kind keine Möglichkeit hat, selbstständig zu agieren.</i> <i>*Niedrig: Wenn das Kind mit einer Sache fertig ist, kehrt es zur Mutter zurück (um zu spielen oder Zuneigung und Anregung zu bekommen).</i>	

60. Wenn die Mutter versichert, dass alles in Ordnung ist, dann spielt das Kind mit Dingen, die es ursprünglich vorsichtig oder ängstlich gemacht hatten. <i>**Mittel: Das Kind ist niemals ängstlich oder vorsichtig.</i> <i>*Niedrig: Das Kind akzeptiert es nicht, was die Mutter ihm zusichern will.</i>	
61. Das Kind ist im Spiel mit der Mutter ausgelassen, es stößt, kratzt oder beißt (ohne der Mutter notwendigerweise weh tun zu wollen). <i>**Mittel: Das Spiel ist nie ausgelassen.</i> <i>*Niedrig: Das Kind spielt ausgelassen, jedoch ohne der Mutter weh zu tun.</i>	
62. Wenn das Kind gute Laune hat, bleibt dies wahrscheinlich den ganzen Tag so. <i>*Niedrig: Die gute Laune kann schnell wechseln.</i>	
63. Noch bevor das Kind etwas selbst ausprobiert, versucht es Hilfe zu bekommen. <i>*Niedrig: Das Kind ist selbstsicher; es probiert Dinge selbst aus, bevor es um Hilfe bittet.</i>	
64. Das Kind turnt gerne auf der Mutter herum, wenn sie zusammen spielen. <i>*Niedrig: Das Kind will keinen engen Kontakt im Spiel.</i>	
65. Das Kind reagiert schnell verärgert, wenn die Mutter es dazu bringen will, von einer zur nächsten Tätigkeit zu wechseln (auch wenn das Kind die neue Tätigkeit normalerweise mag). <i>*Niedrig: Das Kind geht bereitwillig zu anderen Tätigkeiten über, wenn die Mutter dies vorschlägt.</i>	
66. Das Kind ist Erwachsenen, die zu Besuch kommen und freundlich zu ihm sind, schnell zugeneigt. <i>*Niedrig: Das Kind fasst nicht gleich Zuneigung zu unbekannten Erwachsenen.</i>	
67. Wenn Besucher kommen, will das Kind viel Aufmerksamkeit von ihnen. <i>*Niedrig: Das Kind sucht nicht sonderlich nach der Aufmerksamkeit von Besuchern.</i>	
68. Im Allgemeinen ist das Kind aktiver als die Mutter. <i>*Niedrig: Im Allgemeinen ist das Kind weniger aktiv als die Mutter.</i>	
69. Das Kind bittet die Mutter selten um Hilfe. <i>**Mittel: Das Kind ist noch zu jung dazu.</i> <i>*Niedrig: Das Kind bittet die Mutter oft um Hilfe.</i>	
70. Das Kind begrüßt die Mutter freudig, wenn sie den Raum betritt. (Zeigt ihr Spielzeug, gestikuliert oder ruft nach ihr.) <i>*Niedrig: Das Kind begrüßt die Mutter nicht, es sei denn, die Mutter hat es zuerst begrüßt.</i>	
71. Nachdem das Kind verängstigt oder verärgert war, hört es auf zu weinen oder beruhigt sich schnell, wenn die Mutter es auf den Arm nimmt. <i>*Niedrig: Das Kind ist nicht so leicht zu beruhigen.</i>	
72. Wenn Besucher über etwas lachen oder loben, was das Kind getan hat, dann macht es das immer wieder. <i>*Niedrig: Besucher beeinflussen das Kind kaum auf diese Weise.</i>	
73. Das Kind hat einen Objektbegleiter (Schmusetier, Schmusedecke), den es herumträgt, mit ins Bett nimmt oder festhält, wenn es verstimmt ist. (Wenn das Kind jünger als zwei Jahre ist, sind Flasche oder Schnuller keine Objektbegleiter.) <i>*Niedrig: Das Kind hat keinen Objektbegleiter, oder es hat einen und benutzt ihn kaum.</i>	

74. Wenn die Mutter nicht sofort tut, was das Kind will, dann benimmt es sich, als würde die Mutter es überhaupt nicht machen (es quengelt, wird ärgerlich, geht zu anderen Tätigkeiten über usw.). <i>*Niedrig: Das Kind wartet eine angemessene Zeit ab, als wenn es davon ausgeht, dass die Mutter seinem Wunsch bald nachkommt.</i>	
75. Das Kind ist ärgerlich oder weint, wenn die Mutter aus dem Zimmer geht. (Das Kind kann ihr auch hinterherlaufen.) <i>*Niedrig: Das Kind bemerkt, wenn die Mutter den Raum verlässt, folgt ihr möglicherweise nach, ist aber nicht aufgeregt.</i>	
76. Wenn das Kind die Wahl hat, spielt es lieber mit Spielzeugen als mit Erwachsenen. <i>*Niedrig: Das Kind spielt lieber mit Erwachsenen als mit Spielzeugen.</i>	
77. Wenn die Mutter um etwas bittet, dann versteht das Kind gleich, was sie will. (Egal, ob es dann gehorcht oder nicht.) <i>**Mittel: Das Kind ist zu jung, um zu verstehen, was die Mutter will.</i> <i>*Niedrig: Das Kind ist stellenweise ratlos oder zu langsam, um zu verstehen, was die Mutter will.</i>	
78. Das Kind lässt sich auch von anderen Personen als den Eltern/Großeltern gern halten oder umarmen. <i>*Niedrig: Das Kind ist nicht besonders interessiert an solchen Kontakten.</i>	
79. Das Kind ärgert sich leicht über die Mutter. <i>*Niedrig: Das Kind ärgert sich kaum über die Mutter, es sei denn, die Mutter ist sehr aufdringlich oder das Kind ist sehr müde.</i>	
80. Das Kind benutzt den Gesichtsausdruck der Mutter als verlässliche Informationsquelle, wenn etwas gefährlich oder bedrohlich aussieht. <i>*Niedrig: Das Kind bewertet die Situation selbst, ohne zunächst den Ausdruck der Mutter zu prüfen.</i>	
81. Das Kind weint, um die Mutter dazu zu bringen, etwas zu tun, was es will. <i>**Mittel: Das Kind weint nicht.</i> <i>*Niedrig: Das Kind weint hauptsächlich dann, wenn es müde, traurig, ängstlich usw. ist.</i>	
82. Im Spiel verbringt das Kind die meiste Zeit mit ein paar wenigen Spielzeugen oder Beschäftigungen. <i>*Niedrig: Das Kind untersucht eine Reihe unterschiedlicher Spielzeuge und spielt (kurz) mit ihnen.</i>	
83. Wenn das Kind Langeweile hat, geht es zur Mutter, um nach einer Beschäftigung zu suchen. <i>*Niedrig: Das Kind wandert herum oder tut für eine Weile nichts, solange bis sich etwas ergibt.</i>	
84. Das Kind ist zumindest im Haus bemüht, sauber und ordentlich zu sein. <i>*Niedrig: Ständig bekleckert und beschmiert das Kind sich selbst und den Fußboden.</i>	
85. Das Kind fühlt sich zu neuen Beschäftigungen oder Spielzeugen stark hingezogen. <i>*Niedrig: Neue Dinge lenken das Kind von den vertrauten Spielzeugen oder Beschäftigungen kaum ab.</i>	
86. Das Kind versucht die Mutter dazu zu bewegen, es nachzuahmen. Oder: Wenn die Mutter das Kind nachahmt, merkt es dies schnell und freut sich darüber. <i>*Niedrig: Das Kind zeigt kein besonderes Interesse an derartigen Situationen.</i>	

87. Wenn die Mutter lacht oder etwas lobt, was das Kind getan hat, dann macht das Kind es immer wieder. <i>*Niedrig: Das Kind ist auf diese Weise nicht sonderlich zu beeinflussen.</i>	
88. Wenn sich das Kind über irgendetwas geärgert hat, bleibt es da, wo es ist und weint. <i>*Niedrig: Das Kind geht zur Mutter, wenn es weint; es wartet nicht darauf, dass die Mutter zu ihm kommt.</i>	
89. Wenn das Kind mit etwas spielt, ist sein Gesichtsausdruck klar und leicht zu erfassen. <i>*Niedrig: Der Gesichtsausdruck des Kindes ist nicht besonders eindeutig oder kaum unterscheidbar.</i>	
90. Wenn die Mutter sich sehr weit entfernt hat, folgt das Kind und spielt dort weiter, wo sie hingegangen ist. (Es muss nicht hingetragen oder dorthin gerufen werden; es reagiert dann auch nicht verärgert oder hört auf zu spielen.) <i>** Mittel: Das Kind darf sich nicht sehr weit wegbewegen oder es ist nicht genügend Platz dafür da.</i> <i>*Niedrig: Das Kind bleibt dort wo es ist, auch wenn die Mutter weggeht (egal, ob es dann weiterspielt oder aufhört).</i>	

H. Curriculum Vitae

Personal Details

Name	Sarah Salmhofer
Birthdate	08.11.1989
Birthplace	Vöcklabruck / Oberösterreich
E-Mail	sarah.salmhofer@aon.at

Education

since 10/2008	Diploma in Psychology at the University of Vienna Major Subjects: • Clinical and Health Psychology • Applied Child and Adolescent Psychology
09/2000 – 06/2008	Bundesgymnasium Vöcklabruck: Matura (equivalent to A-levels) passed with distinction, including a specialization in Psychology and Philosophy
09/1996 – 06/2000	Primary School in Lenzing

Work Experience

09 – 12/2013	Zomba / Malawi: Research project funded by the KWA in cooperation with the Department of Developmental Psychology at Chancellor College of the University of Malawi
07 – 08/2012	Kinshasa / Democratic Republic of the Congo: Child care and organizing leisure activities at an orphanage at the Centre de Formation Professionnelle Don Bosco
09/2010 – 07/2011	Österreichische Autistenhilfe: Assistance of a seven-year old child with autism spectrum disorder

Language proficiency	• German (Native) • English (CEFR C1) • French (CEFR B2) • Chichewa (basic knowledge) • Lingala (basic knowledge)
-----------------------------	---

Voluntary Activities

since 09/2007	Active member in the non-profit association „Rock for Kongo“: • Organization of an annual charity concert • Public Relations • Presentations and workshops at schools
----------------------	---